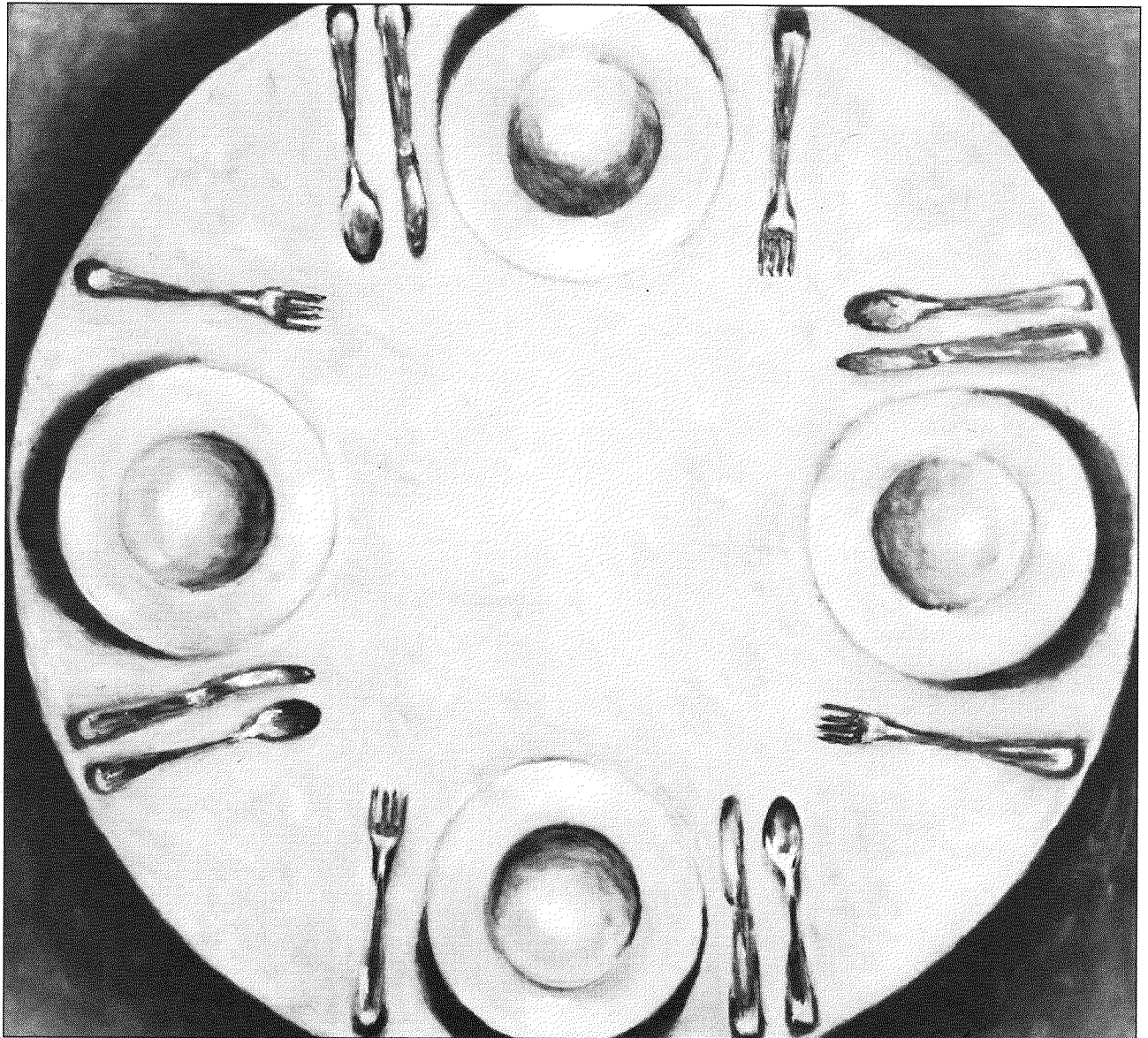


FAMA
Feministisch-
theologische
Zeitschrift
14. Jahrgang
September 1998

FAMA 3



Essen

2 Der Eröffnungsgottesdienst an der 1. Europäischen Frauensynode 1996 in Gmunden hat die vielfältige und unterschiedliche Lebenswirklichkeit von Frauen auf eindruckliche Weise sichtbar gemacht: Frauen aus zehn verschiedenen Ländern und aus allen Kontinenten haben Brote gebracht, aus den Früchten der Erde von Frauenhand verarbeitet:

«I bring rye bread –
it is for our sisters who labor and toil.
Ich bringe Fladenbrot –
es ist das Brot unserer türkischen Schwestern.

Ich bringe Tortillas –
das Brot unserer lateinamerikanischen Schwestern, die schwer an den Kosten unseres Wohlstandes tragen.

Ich bringe Mazze –
mit diesem Brot feiern unsere jüdischen Schwestern das Passahfest...»

Und so brachten sie nacheinander Brot aus ihren getrennten Gärten an den gemeinsamen Tisch: eine Schale Reis, oftmals die einzige Nahrung der asiatischen Schwestern; Vollkornbrot als Symbol für den Kampf um die Bewahrung der Schöpfung; Weissbrot, die Nahrung der Wohlhabenden und zuletzt einen Kranz aus verschiedenen kleinen Broten als Zeichen für unsere Buntheit und schwesterliche Gemeinschaft.

Überall auf der Welt schöpfen Frauen aus sich selbst, um ihre Familie, ihre Freundinnen und Freunde zu ernähren und zu nähren. Dieser Wirklichkeit trägt das Motto des diesjährigen Welternährungstages «Frauen ernähren die Welt» Rechnung. Frauen produzieren weltweit mehr als die Hälfte aller Nahrungsmittel, in vielen Ländern sind sie es, die praktisch die gesamte Nahrung für ihre Familie pflanzen, ernten und verarbeiten. Die Tätigkeiten rund um die Produktion und Verarbeitung von Lebensmitteln bestimmte den Rhythmus des Alltagslebens vieler Hausfrauen bis in die jüngste Vergangenheit und tut dies für die Frauen in der Dritten Welt noch immer. Diese Arbeit, die von vielen Frauen erhebliche Opfer fordert,

galt nie als besonders wichtig, im Gegenteil: Sie wird als selbstverständlicher Teil der Frauenrolle betrachtet, der in offiziellen Statistiken übersehen und in keinem Staatshaushaltsbudget erfasst wird. In der Eröffnungsfeier der Frauensynode erhielt diese alltägliche und aus dem Licht der Öffentlichkeit verdrängte Arbeit von Frauen durch die Verbindung mit dem Abendmahl ihre tiefere Bedeutung zurück: Frauenarbeit ist Arbeit für das Leben. Das Brot, das, von Frauenhänden hergestellt, den Hunger stillt, ist zugleich auch das Brot der Erinnerung an die widerständige und prophetische Praxis der frühen Christinnen und Christen. Es ist dieses Brot unserer Schwestern, das uns hilft, über unseren eigenen Tellerrand hinauszusehen und zu erkennen, was im Leben wirklich wichtig ist, was zählt. Wenn wir gemeinsam das Brot brechen, so decken wir die Unterseite eines Prozesses auf, in welchem die Mahlfeiern im Laufe der Zeit immer mehr durch einen Ritus ersetzt wurden und aus der Einladung Jesu an die hungernden Menschen ein Geheimnis gemacht wurde, das Eingeweihten vorbehalten blieb. Dabei ist vergessen gegangen, dass die eucharistische Tischgemeinschaft bedeutet, tatsächlich miteinander das Brot zu teilen. Jedes Essen, das in der messianischen Tradition von Verantwortung und Solidarität steht – ob am Küchentisch, auf dem Feld, in der Gassenküche oder auf der Baustelle –, ist eine Feier der Eucharistie, in der Gegenwart und Zukunft der Menschen im Zentrum stehen.

In einer Welt, deren zentrales Problem die globale soziale Ungerechtigkeit ist, in einer Welt des Überflusses, in der die fundamentalen Bedürfnisse von Millionen von Menschen tagtäglich missachtet und immer mehr Menschen vom Tanz ums Goldene Kalb ausgeschlossen werden, fällt ein neues Licht auf die religiöse Symbolik unseres christlichen Glaubens. Der Weg aus der geteilten Welt in Richtung PartnerInnenschaft erfordert unsere Aufmerksamkeit für das, was Menschen davon abhält, sich am globalen Tisch niederzusetzen, er verlangt persönlich und weltweit schöpferisches und konstruktives Handeln von denjenigen, die für Herrschaft und Ausbeutung gegenüber anderen verantwortlich sind. Kein Schuldbekenntnis wird von uns erwartet – davon wird niemand satt –, sondern dass wir die Gründe der Ungerechtigkeiten benennen und unsere Privilegien dafür einsetzen, damit alle zu Nahrung kommen.

Li Hangartner

«Das Essen ist akzentuiertes Leben» (Novalis)

Jacqueline Sonego Mettner

«Soziales Theater am Esstisch»¹

Der Mittagstisch meiner Kindheit war Spiegel der bei uns geltenden Rangordnungen von Personen und Werten. Ein Bauernbetrieb mit Eltern und vier Kindern, oft einem oder mehreren Gästen bzw. zusätzlichen Arbeitskräften am Tisch. Gegessen wurde, wenn der Vater eine angefangene Arbeit beendet hatte oder doch sich dazu entschliessen konnte, sie zu unterbrechen. Diese Sturheit gab Anlass zu fast täglichem Lamento: Die Mutter hatte fertig gekocht und rief den Vater zum Essen. Der kam oder kam nicht, egal, ob die Kinder wieder zur Schule mussten oder ob das Essen verkochte, was danach allerdings bemängelt wurde. Es kam auch vor, dass er früher als sonst seinen Kopf zur Tür hereinstreckte und ungeduldig fragte, ob man noch nicht essen könne. Nein? Die Mutter pressierte, doch dann folgte das obige Theater, denn der Vater hatte in der Zwischenzeit etwas Neues angefangen. Sich hinsetzen, einfach bloss so, oder gar der Mutter beim Kochen helfen, das kam nicht in Frage. Selbstverständlich bekam unser Vater immer das Beste und Meiste, musste er schliesslich hart arbeiten. Allerdings betonte er, beim Essen sollten wir nicht sparen und genug nehmen. Ein ständig wiederkehrendes Ritual war das – manchmal bereits mit Heiterkeit erträglich gemachte – Warten meiner Mutter auf unsern und den väterlichen Kommentar zum Essen. Die Suppe war prinzipiell entweder zu heiss oder zu kalt, zu salzig oder zu wenig gewürzt. Es galt die Regel: Reklamationen werden formuliert, kein Kommentar bedeutet, dass es gut ist.

Untergründige, stillschweigend verbindende Sinnlichkeit

Ich erinnere mich aber auch an Schwärmereien über das Apfelmus aus den eigenen Äpfeln, vom Gravensteiner vor dem Haus oder den Berner Rosen seitlich; und die besten Apfelküchlein gibt es doch einfach von den Boskop. Für den Süssmost, den wir tranken, hatte

ich selber mühsam das Obst unter den Niederstamm-Anlagen hervorgeklaubt, hatte einige der Äpfel meinen Geschwistern nachgeschmissen und war dabei beim Nachbarn mit der kleinen Obstpresse. Auf unserem Tisch strömten die verschiedenen Gerüche von feuchtem Gras, gärendem Obst, Keller und vielem mehr zusammen, und das ergab eine Sinnlichkeit, die ich in ihrer Dichte und Einzigartigkeit erst heute würdigen kann.

Erzählen und Zuhören, gleiche Rechte für alle!?

Wir Kinder sprudelten vor Drang, unsere Erlebnisse aus der Schule und vom Heimweg zu erzählen. Doch die Pieptöne aus dem Radio unterbanden unsern Redefluss. «Schweig, die Nachrichten!» Dieses Redeverbot musste nicht ganz eingehalten werden, denn letztlich interessierte meinen Vater die Politik und die weitere Welt herzlich wenig, Ruhe brauchte er nur beim Wetterbericht. Jeder Tisch spricht seine Sprache, voller Zeichen und Symbole. Dass jeder und jede seinen bzw. ihren Platz hat am Tisch, dass alle auf gleicher Höhe sitzen am Tisch, selbst der Kleinste dank dem Baby-Hochsitz dazugehört, könnte eine andere Sprache sprechen: die Sprache der Gleichberechtigung, des Rechts, von allem genug zu bekommen und des Rechts von jedem und jeder, zu Wort zu kommen, erzählen zu dürfen, gehört zu werden und Anteilnahme zu erfahren.

«Nit schnaufe oder säuisch schmatze!»

Essen ist Ausdruck unserer menschlichen und kreatürlichen Bedürftigkeit. Wir gleichen darin dem reissenden Löwen und dem Wurm. Andererseits oder gerade deswegen erreicht die menschliche Kultiviertheit am Tisch, in der Feinschmeckerei und den dazu gehörigen Gebräuchen eine ihrer grössten Höhen. Die sich selbst als Psychoanalytikerin und Feinschmeckerin bezeichnende Gisèle Harrus-Révidi meint, es sei die Angst, beim einsamen Essen der tierischen Gier, gar dem Absturz in die Psychose zu verfallen, welche die Menschen dazu brächte, in Gemeinschaft und Kultiviertheit zu essen.² Allerdings muss es in unserer individualisierten Gesellschaft sehr vielen Menschen gelingen, auch das Essen allein so zu gestalten, dass sie nicht jedesmal von der Sinnfrage und der Angst vor eigenen tierischen Energien erschüttert werden. Zeichen der Kultur sind auch die Regeln am Tisch. Verfasst zum Beispiel von Hans Sachs (1494–1576) in seiner Tischzucht: *Hör, Mensch! wenn du zu Tisch willst gahn, dein Händ sollt du gewaschen han. ... Der Benedeiung nit vergiss! ... Nit schnaufe oder säuisch schmatz! Nit ungestüm nach dem Brot platz, ... Das*

*Brot schneid nit an deiner Brust! ... Grief auch nach keiner Speise mehr, bis dir dein Mund sein worden leer! Red nicht mit vollem Mund! sei mässig! ... In Buhlerei lass dich nit merken! Tu auch niemand auf Hader stärken! etc.*³ Dazu kommen notwendigerweise die Tischregeln für die Welt, dringend gefordert vom Hunger und dem Schrei nach Gerechtigkeit.

Tischgebet und Wahrhaftigkeit

Das Gebet formuliert unsere Situation am Tisch, wie wir sie wahrnehmen, und unsern Dank an Gott: die Abhängigkeit von der Natur, der «Mutter» Erde, von andern Menschen, welche die Erde bearbeiten, die Nahrung zubereiten, oder an die wir denken, weil es ihnen nicht so gut geht wie uns. Hilde Domin erzählt von einem Tischgebet, in welchem ein vierter Aspekt kultiviert wurde: Das Benennen der Lebenssituation der zusammen essenden Menschen. Weihnachten in den 60er Jahren: *«Im Namen dieses Wunderrabbis», sagte ich und wurde rot vor Entsetzen über meinen Mut, es war ja auch mein erstes Tischgebet, 'im Namen dieses Wunder-rabbis', sagte ich, 'dessen Geburtstag wir heute feiern, sei er nun der Sohn Gottes oder der Menschensohn, in seinem Namen geloben wir dankbar zu sein, dass wir in einem Lande leben dürfen, wo es keine Zwangsarbeitslager gibt und nichts dergleichen. So dass wir heute keinen Mitbürger auf dem Gewissen zu haben brauchen. Dafür wollen wir dankbar sein von diesem Geburtstag des jüdischen Wunderrabbis bis zum nächsten. Amen. ... Alle sagten 'Amen' und 'es ist wahr'. Und keiner war mir böse. Ich atmete auf. Es war ein Kraftakt gewesen.»*⁴ Zur gelungenen Kommunikation gehört Wahrhaftigkeit, versehen vielleicht mit dem Zauber der Ironie. Falsche Worte, Verlogenheit und Heuchelei am Tisch machen das geteilte Brot und die gemeinsam verbrachte Zeit unerträglich.

Geteilte Zeit zwischen Müssen und Dürfen

Das gemeinsame Essen bildet einen eigenen Zeitraum zwischen Arbeit und Musse. Weil wir essen müssen, um danach wieder arbeiten zu können, dürfen wir die Arbeit unterbrechen und können uns dabei ein wenig unterhalten, ohne dass dies als Faulenzen bezeichnet werden müsste. Den meisten fällt es leichter, ins Gespräch zu kommen mit dem Vorwand einer gemeinsamen Trink-, Ess- oder Zigarettenpause. Auch erleichtern die notwendigen Geschäftigkeiten des Essens die Kommunikation, weil selbst die Schüchternste einmal nach der Butter oder dem Salz fragen muss. Das kann gefährlich oder wunderschön werden: «Ich sehe, wie du isst, und sage dir, wer du bist.» Der An-

fang einer Liebesgeschichte oder das traurige Ende eines Bewerbungsgesprächs.

Gemeinschaft: «Mein Herz hatte sich...bei ihnen niedergelassen»⁵

Nicht so offen wie das Gedeck und die Speisen auf dem Tisch, aber mindestens so real vorhanden und spürbar, sind die Arten und Qualitäten der Beziehungen der Menschen am Tisch. Ob das Klima vergiftet ist oder klar, ob heiter oder traurig, das sagen uns die Augen, die gebeugten Schultern, die verkrampften Hände, das Scharren der Füße. Grösstes Glück, wenn Menschen, die sich nah sind und einander etwas zu sagen haben, zusammen essen; schmerzlich die Lücke, wenn der Stuhl eines, den wir geliebt, leer bleibt. Die bewusst vorgenommene Ausgrenzung oder das durch die Umstände verunmöglichte Beisammensein und Teilen des Brotes ist grausam und schmerzlich. Unvergesslich sind mir die Tränen einer alten Frau im Spital, die künstlich ernährt wird. Abschied und Abscheidung von der Welt, beides tropfte mit der weissen Nährlösung in ihren Körper und ihre Seele. Unvergesslich bleibt mir auch die Erfahrung des Dazugehörens, als ich selber im Spital lag und meine Familie mir vom Zwetschgenkuchen brachte, den sie zu Hause zum Kaffee gegessen hatte. Das war ein wenig wie das Abendmahl, das den Kranken gebracht wird.

Ein manchmal gestörtes Idyll

Der vielgelobte Mittagstisch der Schweizer Familie – Knüppel in den Beinen für die mögliche Berufstätigkeit vieler hiesiger Mütter – ist nicht immer der Hort von Eintracht und gepflegter Kommunikation zwischen den Generationen. Die Kinder kommen gereizt und müde aus der Schule, je nach Charakter gibt das kleine Bosheiten gegen die andern oder eine selbstmitleidige Weinerlichkeit. Sie maulen rum beim Tischdecken, wollen das Gemüse nicht essen, ziehen Grimassen und verharren in Comic-Lauten, obwohl die Mutter wissen möchte, wie es war in der Schule. Gott sei Dank ist es oft anders, der Tisch als Ort, wo alle erzählen können und fröhlich sind oder werden. Nur: Mittag muss es dafür nicht sein.

Alltag und Fest: «Alles, was gross ist, geschieht bei Tische»⁶

Der manchmal bedrückenden Alltäglichkeit des gemeinsamen oder einsamen Essens steht das Fest gegenüber: äusserlich gekennzeichnet durch besonderes Geschirr, Tischdecken, Blumen und Kerzen, Menschen mit schönen Kleidern und vor allem mit Zeit. Das festliche Essen dient nicht der Regeneration der Arbeitskraft, sondern ist Signet unserer Bedeutsamkeit als Person.

Gefeiert werden Ereignisse, die diese Bedeutsamkeit markieren, eine Geburt, das Erwachsenwerden, eine Hochzeit, ein Geburtstag, und selbst der Leichenschmaus in der gemeinsamen Erinnerung an den Verstorbenen, die geteilte Trauer und manchmal die versteckt durchschimmernde Freude darüber, dass wir noch am Leben sind. Das gemeinsame Fest und das zugehörige Essen signalisieren, dass die vielen Lebenseinrichtungen uns Menschen zu dienen haben und nicht umgekehrt.

«Obst aus Frauenzimmerhänden ist beinahe wie vom Baum»⁷

Auch im Bereich des Essens sind die gängigen Rollenklischees der Geschlechter anzutreffen. Vor allem die Gleichsetzung von Frau und Natur, dergemäss als Nahrung zu den Frauen (und den Kindern) alles Milchige, Getreidige, Gemüse und Süsse gehört, während den Männern das Fleisch, die scharfen Gewürze, Alkohol und Tabak zukommen. Viele Frauen haben eine grössere Scheu als Männer, in der Öffentlichkeit allein zu essen. Denn Frauen sollen andere mit Essen versorgen, aber selber kaum Bedürfnisse zeigen. Sie halten sich zurück, essen die Resten und sind ständig auf dem Sprung, Fehlendes zu holen und zu tun. Das sorglose Sitzen und sich Bedienen lassen im Restaurant, das offenkundige Geniessen, passt schlecht zu diesem Bild. Die Alltagsküche ist zwar fest und gefälligst in Frauenhand, die Haute Cuisine aber und wahre Kennerschaft gebührt dem männlichen Geschlecht. «Die grossen, international bekannten Köche sind Männer; erst seit kurzem haben Frauen in Frankreich begonnen, unter der Bezeichnung «Mères» (Mütter) das Kochpodium der Öffentlichkeit zu erobern.»⁸

«Nichts Gutes unter der Sonne als essen und trinken und fröhlich sein»⁹

Am Tisch verbinden sich die Bedürfnisse des Gaumens und der Zunge, des geteilten Brotes und des Wortes. Völlig auseinandergerissen ist dies im Film «Modern Times» von Charles Chaplin, wo die industrielle Fütterung des Arbeiters mit oraler Lust, geschweige denn mit Kommunikation nichts mehr zu tun hat. Ebenfalls gefährdet ist die Einheit der beiden oralen Triebe durch die «Fernseh-Kühlschrank-Hotel-Familie», wie sie in soziologischen Studien festgestellt wird.¹⁰ In der Utopie eines Thomas Morus dagegen wird Brot und Wort geteilt. Zudem achten die BewohnerInnen von Utopia beim Essen auf ihre Gesundheit und nehmen besondere Rücksicht auf die Kranken, auch kann sich keiner im Luxus isolieren.¹¹ Ein wenig blutleer wirkt das Ganze, und ich erfreue mich zum Schluss an den biblischen Visionen von fett-triefenden Markspeisen, Korn und Wein, der Fülle

für alle und an der Praxis Jesu, der wegen und unzimperlich den Tisch als herrschaftsfreien Raum Gleichgestellter praktizierte und verhiess, und darüber hinaus auch die Ordnungen im Hintergrund des Tisches, das Zurüsten der Speisen und das Waschen der Füße ziemlich durcheinander brachte.

Jacqueline Sonego Mettner, Maur, Pfarrerin, 50%-Anstellung, verheiratet, vier Kinder zwischen 4 und 13, Mitglied der FAMA-Redaktion

- 1) Albert Wirz, *Die Moral auf dem Teller*, Chronos Verlag, 1993.
- 2) Gisèle Harrus-Révidi, *Die Kunst des Geniessens. Esskultur und Lebenslust*, Artemis&Winkler, 1996.
- 3) *Die Freud des Essens. Ein kulturgeschichtliches Lesebuch vom Genuss der Speisen aber auch vom Leid des Hungers*, Herbert Heckmann, Hanser, 1979, S. 134.
- 4) Hilde Domin, *Mein erstes Tischgebet. Stullen mit Sekt*, in: *Gesammelte autobiographische Schriften*, S. Fischer.
- 5) Laurence Sterne aus: *Die Freud des Essens*, S. 288.
- 6) T. G. von Hippel, *ebd.* S. 278.
- 7) *ebd.* S. 279.
- 8) Gisèle Harrus-Révidi, S. 11.
- 9) *Bibel, Prediger 8,15.*
- 10) Zum Bsp. in: Stefan Hardt, *Tod und Eros beim Essen*, athenäum, 1987.
- 11) Thomas Morus, *Utopia*, in: *Die Freud des Essens*, S. 95.

Wenn das Fressen mit der Moral kommt

Gedanken zu Essen und Solidarität

Jacqueline Keune

Als Mädchen war es mir nie einsichtig, warum ich sechs Wochen im Jahr keine Süßigkeiten bekam, zumal mir auch nicht erlaubt wurde, die nichtgeessene Süße den Kindern in Afrika zu schicken. Das hätte ja wenigstens noch irgendwie Sinn gemacht.

Heute sehe ich den Zusammenhang zwischen der Frau in Moçambique – dem ärmsten Land der Welt – und meinem Teller Fastensuppe schon eher, obgleich ich immer noch der Meinung bin, dass ich eigentlich auch hier etwas nach Moçambique zu schicken hätte ...

Ich arbeite in einer Pfarrei, die sehr viel isst. Bei uns gibt's einen offenen Mittagstisch und nach den Roratefeiern Zmorge im Pfarreisaal. Auch am Ostermorgen und an Fronleichnam frühstücken wir gemeinsam. Am Gründon-

nerstag halten wir miteinander Agape, und im Religionsunterricht kochen und essen wir auch mal Spaghetti oder biblische Hamantaschen, je nachdem. Freitags in der Fastenzeit wird bei uns nur Suppe gegessen, und nach der Frauengruppe teilen wir Brot und Wein miteinander, die eine für uns mitgebracht hat. Auch nach der Männergruppe gibt's Brot und Wein, und fast Sonntag für Sonntag eucharistisches Brot und dann und wann auch richtiges. Im Wortgottesdienst gibt's keins, dafür schon mal gebackene Sterne für alle.

Ob wohl die Kirche drum soviel isst, weil in ihr soviel gekocht und gebacken wird? Oder anders rum: Weil sie auf dieser Ebene – ganz ohne jeden Einspruch – ganz Frauenkirche ist?

Bei uns wird aber nicht nur gegessen, sondern auch bewusst nicht gegessen, nämlich in der Heilfastenwoche, die jedes Jahr in der Zeit vor Ostern angeboten wird.

Kirche und Religion haben sich schon immer mit Essen und Fasten verbunden, vor allem auch im Hinblick auf Solidarität mit Benachteiligten, sprich: Hungernden in vielerlei Hinsicht.

Der Islam hat seinen eigenen Fastenmonat, dem Buddhismus gelten Zeiten des bewussten Verzichts auf Nahrung als Lebensregel, im Hinduismus gilt die Speisung der Armen als verdienstvolle Handlung, und das Judentum kennt neben zahlreichen Speisevorschriften viele soziale und ethische Gebote in Zusammenhang mit Essen und Fasten, so z.B. den Brauch des leeren Platzes

am Tisch für den möglichen Gast.

Bei sehr vielen Kulturen hat die Gastfreundschaft einen grossen Stellenwert, und viele kennen auch die Tradition des Leichenmahles, das neben anderem für Solidarität mit den Trauernden steht.

In meinem eigenen religiösen Kontext denke ich etwa an das Fleischverbot am Freitag, an das Fasten an Aschermittwoch und Karfreitag und an die mitunter sehr strengen Klosterregeln bezüglich Nahrungsverzicht oder -einschränkung (obwohl die Lateransynode von 1059 meint, dass es sich bei den Mengen an Lebensmittel, die 816 für die Kanoniker in Aachen festgelegt wurden, um Rationen handle, die eher der Gefrässigkeit von Zyklopen entsprechen denn christlicher Enthaltbarkeit).

Wenn dann in den 70er Jahren an die Wand gesprayt wurde: Tröstet euch ihr Armen, der Papst isst freitags auch nur Fisch, dann bringt das für mich in kaum überbietbarer Weise zum Ausdruck, dass kirchliches Teilen zwar in der Verkündigung immer einen enorm breiten und hohen Stellenwert eingenommen hat, dass es darüber hinaus aber den Raum des Symbolischen oft kaum verlassen hat.

Christliche Solidarität mit Hungernden begründet sich – wenn sie denn überhaupt begründet werden muss – biblisch.

Etwa mit dem Propheten Jesaja, der sagt: «Das ist ein Fasten, wie ich es liebe: Die Fesseln des Unrechts zu lösen, jedes Joch zu zerbrechen, an die Hung-



6
rigen dein Brot auszuteilen» (Jes 58,6f). Im 2. Testament beschreibt sich das Göttliche in unüberbietbarer Solidarität als das Hungrige selbst: «Denn ich war hungrig und ihr habt mir zu essen gegeben» (Mt 25,35), gleichzeitig spricht Gott von sich als Brot, als Lebens-Mittel, und beschreibt den Himmel als Festmahl für alle.

Darum kann ich als Christin auch nicht um *mein* Brot bitten, sondern nur um *unser* Brot. Darum können wir letztlich auch nicht Sonntag für Sonntag zeichenhaft das Brot miteinander teilen und noch dafür danken, wenn wir nicht wirklich teilen, was wir sind und haben. Darin liegt die Menschlichkeit und die Würde der Nahrung, dass sie sich teilen lässt.

«Das Brot, das wir täglich essen, enthält ein ganzes Netz anonymer Beziehungen, die wir uns immer wieder in Erinnerung rufen müssen. Bevor das Brot auf den Tisch kommt, geht es durch viele arbeitende Hände, in all diesen Tätigkeiten stecken menschliche Grösse und menschliches Elend. Es kann ausbeuterische Verhältnisse gegeben haben, es gibt verborgene Tränen in jedem Brot, das wir in Ruhe essen. Aber es enthält auch einen Hinweis auf Geschwisterlichkeit und Teilen» (Publik-Forum).

Das ist das Wort, das alte, das erniedrigende Abhängigkeiten schuf, das moralisierte bis zum geht nicht mehr, das ich fast nicht mehr hören kann, das mir als kleinem Mädchen schon gepredigt wurde und das ich als erwachsene Frau immer noch nicht verstanden habe. Das Wort, das die beiden Wörter Essen und Solidarität miteinander wahrhaft in Beziehung bringt und mit dem es endlich anzufangen gälte, auch wenn die mengenmässigen Berechnungen nicht ausreichen: Teilen.

Und worum ginge es eigentlich im letzten beim Teilen? Um ihre vollen Magen? Um unser gutes Gewissen?

Während der nachrevolutionären Zeit der französischen Restauration, in der es der politischen Opposition verboten war, sich zu versammeln, entstand das sog. banquet républicain. Die schlauen Bürgerinnen und Bürger trafen sich also nicht zu politischen Zusammenkünften, sondern einfach zum Essen und Trinken, um eine neuerliche Revolution vorzubereiten.

In jüngerer Zeit wurden banquets républicains von Asylorganisationen zugunsten von Flüchtlingen organisiert, in Flüeli-Ranft, in Zürich, in Luzern und Bern. Während des Essens war immer ein Mikrophon offen, das von allen benutzt werden konnte, um öffentlich zu machen, warum sie oder er da war.

Nein, nicht nur um volle Magen und schon gar nicht ums gute Gewissen geht's beim Teilen, sondern letztlich um Gleichheit.

Um Gleichwertig- und Gleichwürdigkeit von Herren und Untergebenen, von Männern und Frauen, von Hiesigen und Flüchtlingen, von Gebildeten und HandlangerInnen, von Satten und Hungernden.

Ich wünschte mir nicht nur solidarisch essende Pfarreien und Gemeinden, sondern vor allem auch solche, die ihr wöchentliches Abendmahl als eine Art banquet républicain verstünden, nicht als blosse (Ab-)speisung, sondern als wahrhafte Kommunion(n), als gefährliche Versammlung derer, die sich an ihren revolutionären *compañero* (der mit dem Brot) erinnern, um angestachelt und genährt zu werden fürs eigene Solidarischsein.

Jacqueline Keune ist Pastoralassistentin in Luzern

- Publik-Forum EXTRA, *Barmherzigkeit*.
- Massimo Montanari, *Der Hunger und der Überfluss. Kulturgeschichte der Ernährung in Europa*, Beck, München 1993.

Frauen und das Menschenrecht auf Nahrung

Maya Doetzki

1998 werden die Menschenrechte 50 Jahre alt. Die Deklaration enthält auch das Recht auf Nahrung. Viel scheint dies nicht genützt zu haben: Heute leiden über 800 Millionen Menschen an Hunger, wird dieses spezielle Menschenrecht täglich 800 000 000 Mal verletzt. Besonders betroffen sind Frauen und Mädchen, die oft schlechter ernährt sind als Männer und Buben und vermehrt unter Mangelerscheinungen leiden. Dabei ist die Leistung der Frauen zur Nahrungsbeschaffung so enorm, dass die UN-Organisation für Nahrung und Landwirtschaft, FAO, den diesjährigen Welternährungstag unter das Motto «Frauen ernähren die Welt» stellt (siehe Kasten). Konkret: Frauen produzieren mehr als die Hälfte aller Lebensmittel weltweit; in Afrika pflanzen und ernten sie sogar 80 Prozent jener Nahrungsmittel, die auf Haushaltsebene konsumiert werden. In Asien stellen Frauen zwischen 50 und 90 Prozent der Arbeitskräfte in der Reiserzeugung. Praktisch allein verantwortlich sind sie für die Ernährung der Kinder, ebenso für Vorratshaltung, Verarbeitung und den Handel von Esswaren auf lokalen Märkten.

Wie wichtig sie für die Ernährungssicherung sind, wissen Frauen genau. Als Bäuerinnen an einer Landfrauentagung auf der philippinischen Insel Negros aufgefordert wurden, sich selber durch ein Symbol vorzustellen, zeichneten fast alle von ihnen ein Haus, einen starken, blattreichen Baum, ein Wurzelgemüse oder ein Nutztier (einige auch Kerze und Bibel). Die Botschaft war unmissverständlich: Die Frauen symbolisierten sich als Nahrungs- und Lebensspenderinnen. Das ist zwar eine schöne Aufgabe, aber auch sehr harte Arbeit, wie ein Tag im Leben einer durchschnittlichen Bäuerin auf den Philippinen zeigt, von den Bäuerinnen selber so notiert:

«Um 1 Uhr stillt die Frau den Säugling, um 3 Uhr steht sie auf und setzt Wasser aufs Feuer, um 4 Uhr kocht sie Früh-

stück, füttert die Schweine und schlägt Feuerholz, um 5 Uhr werden die Hühner, Ziegen und Kinder versorgt, um 6 Uhr putzt sie das Haus und wäscht Kleider; von 7 bis 9 Uhr arbeitet sie auf dem eigenen Feld oder jenem des Grossgrundbesitzers, um 10 Uhr erntet sie Gemüse und holt Wasser, um 11 Uhr kocht sie Mittagessen, um 12 Uhr flickt sie Kleider, von 13 bis 15 Uhr arbeitet sie wieder auf dem Feld, um 15 Uhr mahlt sie Reis oder schält Mais, um 16 Uhr werden die Tiere gefüttert, von 18 bis 20 Uhr werden Kinder bekocht, gewaschen und zu Bett gebracht, um 21 Uhr lernt sie lesen (!), gegen 23 Uhr geht sie zu Bett.»

Vielfachbelastung schafft Schwerarbeiterinnen

Die Tagesabläufe mögen von Familie zu Familie und von Land zu Land variieren. Überall gleich ist, dass Frauen als Mütter, Feldarbeiterinnen, Köchinnen, Näherinnen usw. vielfach belastet sind. Das ist auch in der Schweiz nicht anders. Beim «1. Mösberg-Gespräch» zu «Frauen und Landwirtschaft» im November 1997 wurde die hohe Arbeitsbelastung der Bäuerinnen im Innen- und Aussenbereich des landwirtschaftlichen Betriebes moniert. «Im Gegensatz zum Bauern hat die Bäuerin meist keinen Feierabend», hielt die Historikerin Elisabeth Joris fest. «Noch immer sind zu wenig Bauern bereit, ihre Frauen auch in deren Zuständigkeitsbereichen zu entlasten.» In einer Arbeitsgruppe hielten die Betroffenen fest, dass die kontinuierliche Sichtbarmachung der Arbeit von Frauen notwendige Voraussetzung sei für den vermehrten Einfluss von Frauen und die Bewusstwerdung über die Bedeutung des weiblichen Beitrages an die Ernährung.²

«Wenn man den Frauen die Möglichkeit und Mittel gibt», sagt Jacques Diouf, FAO-Direktor, «beteiligen sie sich aktiv an der Entwicklung. Sie sind effizient, dynamisch und offen für Neuerungen. Sie stellen ein grosses Potential, das helfen könnte, die Herausforderung der Ernährungssicherung im 21. Jahrhundert wahrzumachen.» Diesen lobenden (oder sind das eher herablassende?) Worten zum Trotz wird die Arbeit der Frauen eher schlecht honoriert. Als Feldarbeiterinnen verdienen sie weniger als Männer, obwohl ihr Job nicht leichter ist. Wenige von ihnen nur besitzen Land: Weltweit sind nur zwei Prozent des fruchtbaren Bodens in weiblichem Besitz. Frauen dürfen säen, pflanzen, Unkraut rupfen, bewässern, ernten, kochen, konservieren und Saatgut züchten, aber zu sagen haben sie nichts, weder auf dem eigenen Feld noch zur nationalen Landwirtschaftspolitik oder zum globalen Handel. In etlichen Ländern führten Landreformpro-

gramme dazu, das Gemeinschaftsland aufzuteilen und den Männern zu überschreiben, weil sie als Vorstand der Familie gelten. Dabei stehen in manchen afrikanischen Ländern in bis zu 60 Prozent der Familien Frauen vor. Wer kein Land besitzt, der erhält auch keine Subventionen oder Kleinkredite – die Garantien fehlen. Gemäss FAO gehen nur zehn Prozent der Landwirtschaftskredite weltweit an Frauen.

«Ich kenne keine Frau, die gefördert werden müsste», sagte einmal die Gleichstellungsbeauftragte eines grossen deutschen Konzerns, «es genügt schon, dass keine benachteiligt wird.»

Hürden überwinden

Immer und überall haben sich Frauen gewehrt und versucht, Hürden zu überwinden. In armen Ländern tun sie es selten für ihre ureigensten Bedürfnisse, sondern praktisch immer für die Familie, die Kinder, die Gemeinschaft. Ein Beispiel unter vielen: In Indien schliessen sich Frauen zu «Sangam» genannten Dorfgemeinschaften zusammen; sie treffen sich wöchentlich, besprechen die dringendsten Probleme, suchen nach Wegen und Mitteln, sie zu lösen. Sie engagieren sich dafür, dass ihr Dorf endlich sauberes Trinkwasser erhält. Sie bauen einen Laden, damit sich Frauen im Dorf versorgen können. Sie bilden Kleinkreditgruppen und vergeben Darlehen für den Kauf von Hühnern oder einer Milchkuh, die den Grundstein für einen kleinen Handel sein können. Die Rückzahlungsraten der Kredite tendieren gegen hundert Prozent. Frauen brauchen das Geld praktisch nie für sich allein. Die FAO hat festgestellt, dass sie einen bedeutenden Teil ihres Haushalteinkommens für den Kauf zusätzlicher Nahrungsmittel für die Familie ausgeben – anteilmässig einen weit grösseren Teil als Männer.

Die Leistungen der Frauen zur Ernährungssicherung sind augenfällig. Aber sie werden als selbstverständlich angenommen: Frauen wird politische Macht und gesellschaftliche Vertretung verweigert. Das lähmt die Bemühungen zur Beseitigung des Welthungers. Staaten und grosse internationale Finanzinstitutionen (Weltbank, Währungsfonds, Welthandelsorganisation) tendierten lange dazu, das Agrobusiness zu fördern und kleinräumige Landwirtschaft, Aktionsfeld der Frauen, zu vernachlässigen. Das wirkt sich auch negativ auf das Recht auf Nahrung aus – so wie es heute von fortschrittlichen Völkerrechtlerinnen und Völkerrechtlern ausgelegt wird.

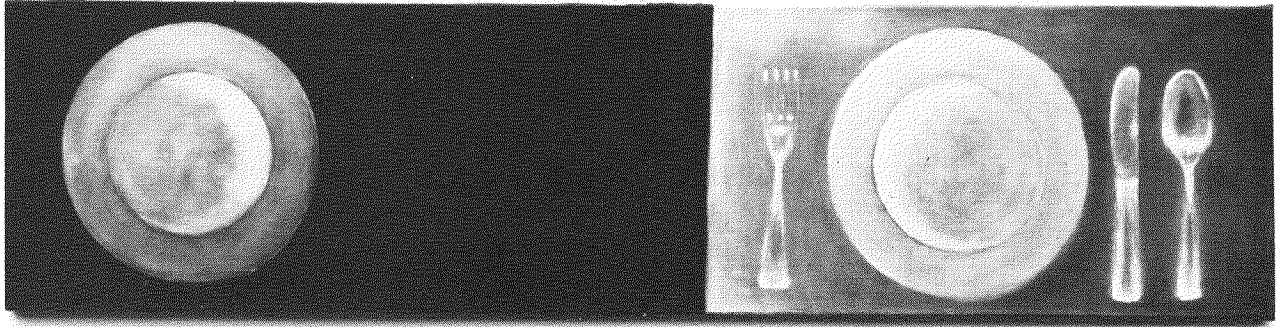
Das Recht auf Nahrung ist in Artikel 25 der universellen Menschenrechte von 1948 enthalten und im Internationalen Pakt über wirtschaftliche, soziale und

kulturelle Rechte von 1966 bekräftigt. 130 Staaten haben diesen «Sozialpakt» ratifiziert, die Schweiz erst 1992. Zahlreiche Deklarationen und Konventionen haben das Recht auf Nahrung immer wieder bestätigt, ohne grosse konkrete Erfolge.

Recht auf Nahrung bedeutet: Jeder Mensch soll sich nach Kräften bemühen, seine Grundbedürfnisse zu stillen. Dazu brauchen Frau oder Mann in der Regel Land, Kapital oder eine anständig bezahlte Arbeit. Der Staat muss diese Bemühungen respektieren, fördern und vor Übergriffen Dritter (zum Beispiel der Privatwirtschaft) schützen. Oft genug geschieht das Gegenteil. Ein Beispiel: Die Küstenregionen von Lateinamerika und Asien sind mit Aquakulturanlagen für die Crevettenzucht überzogen. Die Anlagen sind meistens in Privatbesitz, die Ernte wird praktisch ausschliesslich nach den USA, Japan und Europa verkauft, zum Beispiel auch in die Schweiz. Die lokale Bevölkerung sieht nichts vom Gewinn dieser Exporte. Dafür wird den Menschen nicht selten der Boden streitig gemacht, auf dem sie vorher Reis angepflanzt haben oder Vieh weiden liessen. Das Wasser aus den Anlagen verschmutzt das Grundwasser und lässt den Grundwasserspiegel absinken. Frauen merken das oft zuerst, denn sie sind zuständig für das Trinkwasser. In Indien stehen sie denn auch in der ersten Reihe der Bewegungen, die neue Anlagen zu verhindern suchen. Sie bekämpfen die Aquakulturen im Namen des Rechtes auf Nahrung.

Dieses Recht wird auch dort verletzt, wo indigene Völker aus ihren traditionellen Lebensräumen vertrieben werden, weil Holzhändler scharf auf ihre Wälder sind, wie es in Indonesien vorgekommen ist; oder Hunderttausende umgesiedelt werden, um Grosskraftwerken zu weichen, die mit westlicher Unterstützung (auch aus der Schweiz) gebaut werden: so geschehen in Indien. Internationale Institutionen wie Weltbank, Währungsfonds oder die Welthandelsorganisation beeinflussen mit ihren Projekten und Programmen die Ernährungssituation von Millionen, durchaus nicht nur positiv. Aber das Menschenrecht auf Nahrung ist für sie keine bindende Vorgabe.

Das soll sich ändern. Immer mehr Menschen gerade in Ländern des Südens beginnen, die Sache beim Namen zu nennen. Sie wollen nicht nur Recht haben, sondern auch Recht bekommen. Sie gehen vor Gericht und kämpfen um Landtitel. Sie demonstrieren vor Staudambauten. Sie streiten für bessere Arbeitsbedingungen und höhere Löhne. Auch auf internationaler Ebene ist eine leise Aufbruchstimmung wahrzunehmen.



men: Der Welternährungsgipfel 1996 in Rom beispielsweise hat dem Recht auf Nahrung in seinem Aktionsprogramm zur Bekämpfung des Welthungers einen zentralen Stellenwert eingeräumt. Und die neue Hochkommissarin für Menschenrechte, die ehemalige irische Präsidentin Mary Robinson, hat ihr Interesse an der Umsetzung des «Sozialpaktes» bekundet.

Dass das Menschenrecht auf Nahrung plötzlich grössere Bedeutung erhält, ist zwei Umständen zuzuschreiben: Die Welt ist nicht mehr in einen kommunistischen und einen kapitalistischen Block aufgeteilt, was früher dazu missbraucht wurde, Verfehlungen immer nur bei den anderen auszumachen und bei sich selber zu übersehen. Jetzt ist es möglich geworden, den Finger auf wunde Punkte zu legen, ohne durch den Vorwurf der falschen Ideologie gleich abgeblockt zu werden. Der zweite Grund: Erfahrungen mit der Deregulierung und Liberalisierung zeigen immer deutlicher, dass «der Markt» eben doch nicht alles regeln kann und es Aufgaben gibt, die der Staat übernehmen muss. Dazu gehört beispielsweise eine gerechte Landverteilung, eine nachhaltige Nutzung von Boden, Wasser und Wäldern, eine nationale Gesetzgebung, die den Menschen entgegen kommt, oder ein funktionierendes Gerichtswesen.

Nichtregierungsorganisationen vor allem aus Lateinamerika und Asien haben einen Verhaltenskodex formuliert, der auch internationale Institutionen und Privatwirtschaft – auf freiwilliger Basis – dafür gewinnen will, zu prüfen, ob sie mit ihrer Tätigkeit das Menschenrecht auf Nahrung verletzen. Sie sind aufgefordert, ihr Tun transparent zu machen und allenfalls zu korrigieren. Der Verhaltenskodex wird von über 800 Nichtregierungsorganisationen weltweit unterstützt. In der Schweiz hat die entwicklungspolitische Organisation Erklärung von Bern die Federführung übernommen; auch hier stellen sich über 30 Organisationen hinter diese Forderungen. Die Organisationen tragen diese Initiative der Direktbetroffenen mit, weil sie in der Vergangenheit erlebt haben, wie ermutigend es ist,

wenn Landlose und Kleinbäuerinnen, indigene Gemeinschaften und Landarbeiterinnen ihr Recht auf Nahrung selber in die Hand nehmen und einfordern. Überdies besteht in diesem Punkt des Menschenrechts auf Nahrung auch in der Schweiz ein Nachholbedarf. Einerseits zählt der Bundesrat die Förderung der Menschenrechte zu den vorrangigen Zielen seiner Aussenpolitik, andererseits ist unser Land Mitglied der erwähnten internationalen Institutionen, die mit ihrer Arbeit das Menschenrecht auf Nahrung beeinträchtigen. Es gilt also auch bei uns sorgfältig zu prüfen, ob die eine Hand nicht zerstört, was die andere Gutes tut.

Frauen haben in der Schweiz vor Jahren mit der Aktion «Taten statt Worte» Bewegung in die Landschaft gebracht. Wer das Menschenrecht auf Nahrung beim Wort nimmt, begeht eine gute Tat.

Maya Doetzkies ist Journalistin und bei der Erklärung von Bern zuständig für den Fachbereich Ernährung und Landwirtschaft; Mitglied der Schweizer Delegation am Welternährungsgipfel 1996 in Rom und Mitglied des Schweizer FAO-Komitees.

- 1) «The Women Peasant auf Negros», englisch, von BIND.
- 2) Siehe «Kultur & Politik», Zeitschrift für ökologische Zusammenhänge 1/98.

Frauen ernähren die Welt

Der Welternährungstag vom 16. Oktober 1998 trägt das Motto «Frauen ernähren die Welt». Die Erklärung von Bern stellt zu diesem Anlass die Leistungen der Frauen für das Menschenrecht auf Nahrung in den Mittelpunkt. In Aktion und Dokumentation wird ihr Beitrag zur Ernährungssicherung sichtbar gemacht. In der EvB-Dokumentation «Auch Nahrung ist ein Menschenrecht» finden Sie überdies den Serviceteil «Sachen zum Machen», der zeigt, wo sich Konsumentinnen und Bäuerinnen gemeinsam für das Recht auf Nahrung engagieren können. Am Welternährungstag selber machen Frauen Mais für Menschenrechte in Bern. (md.)

Fleiss ohne Preis

Madame Augustine Gillibert-Randin, Mutter und Begründerin der Bäuerinnenvereine (heute Landfrauenvereine), rechnet im «Schweizer Frauenblatt» 1940 vor: «Ich habe 23 000 Brote und 7890 Kuchen gebacken, 2280 Brathühner aufgezogen und für 15 000 Fr. Eier verkauft. Ich mästete 180 Schweine, denen ich 131 400 Fütterungen verabreichte und habe durch Verkauf meiner Gemüse auf dem Markt 78 000 Fr. verdient. Ich habe 5950 Kilogramm Früchte zu Confitüren eingekocht, 2400 Liter Konserven gemacht, 100 Liter Wein und 200 Liter Sirup eingekocht, 1350 Kilogramm saure und 500 Kilogramm süsse Äpfel sowie 2800 Kilogramm Bohnen gedörnt, 494 Männer- und Frauenkleider verfertigt, 224 Paar Strümpfe und Socken gestrickt, 200 Kinderkleider genäht, 56 900 Mahlzeiten serviert, 43 680 Stunden mit Wischen, Abstauben, Waschen usw. verbraucht.» Wahrlich, ein reich erfülltes Frauenleben!

Wozu ein Über-Ich, ich habe Sonja

Silvia Strahm Bernet

Ich gehe nie ohne Sonja einkaufen. Nicht aus Neigung, nicht aus Pflicht, ich habe einfach keine Wahl. Hartnäckig heftet sie sich an meine Fersen, redet auf mich ein, drängelt sich hinter mir durch die Tür des Supermarktes.

Ich gehe nie ohne Sonja einkaufen, weil gegen Sonja kein Kraut gewachsen ist, obwohl sie an nichts lieber knabbert. Sonja ist der geborene Polyp, ihre Fangarme sind kräftig und reichen weit. Sie ist ein Übel – ein notwendiges wahrscheinlich, aber nichtsdestotrotz ein Übel.

Das Übel mit Namen Sonja ist kein Produkt des Schicksals, sondern ein Prinzip. Es ist von grundsätzlicher Natur. Was sie vertritt, ist heilig, und so ist denn auch Sonja fürwahr eine Heilige, eine Heilige des richtigen Einkaufs, eine nie erlahmende Pilgerin auf den Pfaden der Rechtfertigung durch den Glauben an die politisch und ökologisch korrekte Nahrungsbeschaffung. Niemals wird sie schwach werden und sich ein Einverständnis abringen, wenn sie mich Richtung Supermarkt losmarschieren sieht. Ungehalten und in scharfem Ton zischt sie mir die richtigen Richtlinien ins Ohr, erläutert sie mir die Pflicht zum Nahbereich, zur Tafel und zur natürlichen Natur, die Jahreszeiten und nicht Gelüsten folgt. Und ist die Vernunft nicht willig, und der Fuss zieht unbelehrbar Richtung Supermarkt, so psalmodiert sie mir das Lob des Wochenmarktes mit seinen gerade eben der nährenden Mutter Erde entnabelten Tomaten, Bohnen oder Erdbeeren, und wüsste man es nicht besser, man glaubte bald, alles andere müsse wohl aus Plastik sein.

Sonja wäre nicht Sonja, gäbe sie jetzt schon auf. Während ich den Moment abwarte, da mir der Einstieg in die Drehtüre des Supermarktes glücken könnte, läuft sie bereits auf Hochtouren. Überzeugt von der Tugend des Verdachteten, sieht sie in der Drehtür bereits das Verhängnis, das im Innern die Arglosen

erwartet: Die Tür ist keine Tür, die sich vor einem, unterwürfig beinahe, auftut, sondern die Tür ist eine Tür, die einen unerbittlich und von hinten bedrängend in den Laden schiebt. Harmlos kann das nicht sein, nicht für eine wie Sonja. Die Drehtür ist, im Gegenteil, Symbol für die sanfte Manipulation, die einen drinnen erwartet. Wähnt man sich auch frei und entscheidungsfähig, vor den Gestellen regiert der Magen und der will verwöhnt sein und geniesst die Verführung, und schon sitzt man in der Falle, sagt Sonja. Diese ungeheuerliche schlaffenländische Fülle, diese marktähnliche Gestaltung, diese ausgeklügelte Ordnung und Ästhetik – all das mache schlechterdings vergessen, dass man nicht Äpfel kauft und Bohnen und Wein, sondern eine Weltordnung.

Dass diese Weltordnung eine Weltordnung ist, steht für Sonja ausser Frage, und man kommt nicht umhin, ihr in einigem beizupflichten. Einkaufen ist ja inzwischen tatsächlich zur Weltreise geworden: Holt man sich die Tomate aus einem Gewächshaus in Belgien, so überquert man für die Bohnen aus Ägypten schon mal das Mittelmeer, ganz zu schweigen von den grünen Spargeln aus Kalifornien und den Bananen aus Costa Rica, die einem bereits einen Flug über den Atlantik abfordern. Aber mit Sonja auf den Fersen würde man die Hand sowieso nur in absoluten Ausnahmefällen über Europa hinausrecken – obwohl natürlich auch diese Regel in ihren Augen keine Gnade findet, und bereits die Hähnchen aus Ungarn müssten einem, ginge es mit rechten Dingen zu, die Schamesröte ins Gesicht treiben. Und was soll man noch zu den für unsereins vorjahreszeitlichen Erdbeeren sagen und den Pflaumen und Bohnen? Sind wir denn kleine Kinder, die nicht warten können? Sonja ist unerbittlich. Von Marktgesetzen will sie nichts hören, wenn sie den ökologischen Preis vorrechnet, und nur bei der Frage nach Salmonellen in den Eiern vergisst sie für kurze Zeit die Frage nach deren Nationalität.

Sonja bringt man nicht zum Schweigen. Auch Max Havelaar-Bananen zwingen sie nicht in die Knie. Ja muss denn eine(r) Bananen essen? Natürlich stimmt sie die erhöhte Fairness, der bessere Preis etwas milder, aber mag die Schwachstelle auch verborgen sein, sie findet sie.

Frei nach Theodor W. Adornos Satz «Es gibt kein richtiges Leben im falschen» gibt es für Sonja keinen richtigen Einkauf in einer falschen Welt, in der das Fressen noch immer vor der Moral kommt.

Ja, Sonja ist wahrhaft eine Heilige. Die Reinkarnation jenes Gewissens, das die Waschmittelwerbung einst der fehlba-

ren Hausfrau als fragenden Schatten zur Seite stellte, die immer neu zum Wohle ihrer Lieben umerzogen und weitergebildet werden musste. Sonja ist aber nicht hausegebunden, sondern weltoffen: Mit der weisseren als weissen Wäsche braucht man ihr nicht zu kommen, auch nicht mit dem natürlicheren als natürlichen Lebensmittel, nein, sie fragt unermüdlich nicht nur nach dem, was uns zugute kommt, sondern nach den Zusammenhängen von allem: der Tasse Kaffee und dem Unrecht, das hineingefiltert ist, unserem Kauf und Verzehr von Lebens-Mitteln, deren Verkauf den ErzeugerInnen meist den Magen nicht füllt. Kaum ein Produkt, an dem nicht etwas haftet, das wir nicht wollen können, was keineswegs bedeutet, dass wir es nicht trotzdem kaufen. Wir sind keine Heiligen. Und doch, greift die Hand sich etwas vom Gestell, so steht sie da und flüstert ihre bitteren Fragen. Dass man ihnen unschuldig entkommt, ist unwahrscheinlich.

Eine Margarine gibt es oder eine Butter, die heisst: «Du darfst».

Weshalb nicht eine «Du darfst»-Abteilung in jedem Supermarkt für jene, die mit einer Sonja geschlagen sind? Eine Konsum-Nische für die von Skrupeln Geplagten, für die ZweiflerInnen und Unsicheren, die mittelmässig sind in ihrem Tun und den Weg in den Claro-Laden mit seinen Bio- und 3. Welt-Produkten einfach nicht schaffen? Das Versprechen eines etwas richtigeren Einkaufs im falschen Laden, eine Produktepalette «Gewissen, light» für jene, die nicht Angst vor dem Dicksein haben, aber vor dem Fressen ohne Moral? Denn bei allem guten Willen, folgte man den rigorosen Grundsätzen Sonjas, man ernährte sich zuguterletzt von Wurzeln und Beeren.

Silvia Strahm Bernet arbeitet auf der Frauenkirchenstelle Luzern und als freischaffende Theologin.

Texte zum Essen

10

«Verspätet kamen wir im Kinderheim an. Ich wurde in einen grossen Raum geführt, wo die letzten Kinder eben einen riesigen, langen Tisch verliessen. Hier soll ich warten, hat jemand gesagt. Ich blickte zum Tisch, alle waren gegangen, und ich stand allein...Die Kinder hatten die Teller nicht leer gegessen! Sie hatten streifenartige Reste liegen lassen auf den Tellerrändern... Ich blickte mich um, niemand war zu sehen. Schnell versteckte ich mich unter dem Tisch hinter dem schützenden Laken und begann, mit einem Arm nach oben zu tasten, nach den Tellern, und ich sammelte die liegengebliebenen Streifen. So viel ich konnte, nahm ich in den Mund, so viel ich konnte, stopfte ich in meine Taschen und ins Hemd. Die Streifen waren zäh, aber sie schmeckten herrlich, nach Brot das Herrlichste, was ich je gerochen und

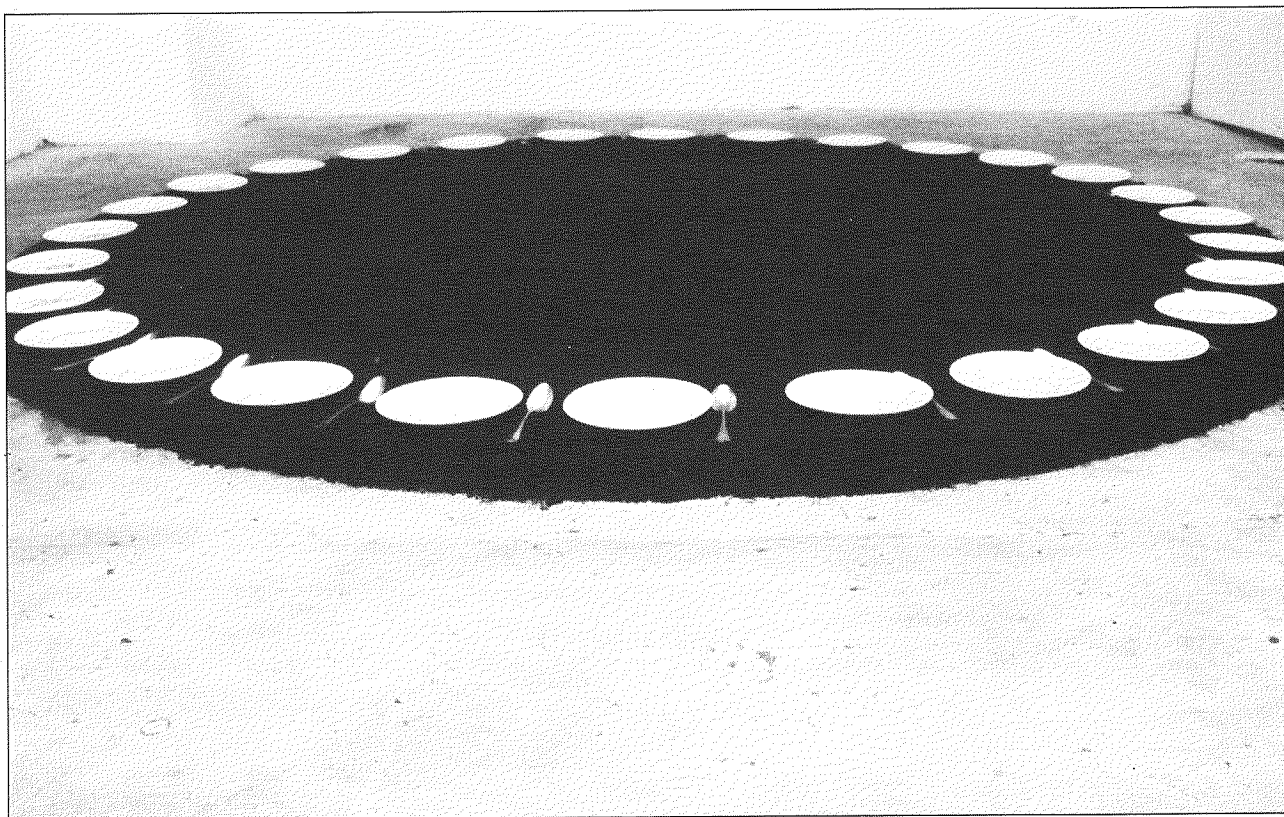
gegessen habe...Diese blöden Kinder, dachte ich, wie kann man so dumm sein und Essbares unbewacht liegen lassen. Die scheinen keine Ahnung zu haben. Vielleicht sind sie Neulinge, die noch nicht wissen, dass nur am Leben bleibt, wer Vorräte anlegt, wer ein gutes Versteck findet, wer sein Essen verteidigt!...Mit einem harten Ruck wurde ich unter dem Tisch hervorgezogen...Käserinde! Da isst doch einer Käserinde! So ein Grüsel! Ich wusste zwar nicht, was ein Grüsel war, aber den Sinn verstand ich – und verstand ihn doch nicht. Sie verzog den Mund vor Ekel. Warum soll es verboten sein, Essbares zu essen, das niemand bewachte, zumal es so wunderbar schmeckte? Sind die Streifen vielleicht ihr Eigentum? Will sie mir die Streifen wegnehmen, um sie selber zu essen?...Sie nahmen mir mein Essen weg, aber nicht, weil sie es selbst essen wollten. Sie schienen keinen Hunger zu haben. Nein, sie warfen vor meinen Augen das Essbare weg!...Sie nehmen mir alles weg hier...Vielleicht nehmen sie nicht nur das Essen – vielleicht auch die Kleider. Es ist Winter. Vielleicht lassen sie mich in diesem Zimmer verhungern. Die Schweiz ist kein schönes Land, wie Frau Grosz gesagt hatte. Frau Grosz hat mich angelogen!» (Binjamin Wilkomirski, Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939–1948)

Das Sakrament des Brotes

«...Worin besteht dieses bestimmte Etwas unseres Brotes? Weshalb wird das Brot unter alle Familienmitglieder auf-

geteilt? –: weil es ein sakramentales Brot ist. Obwohl Weizenmehl und Zutaten, aus denen es zubereitet wird, sich in nichts von jedwedem anderen Brot unterscheiden, ist unser Brot dennoch anders. Es ist anders, weil es eine andere menschliche Wirklichkeit anklingen lässt, die in dem von Mama gebackenen Brot zugegen ist. Denn Mama – als Witwe mit weissem Haar – versteht sich auf Urgesten des Lebens und weiss damit auch um den tiefen Sinn, den jedes Ding im Leben einer Familie in sich birgt.

Dieses Brot erweckt die Erinnerung an eine Vergangenheit, in der es noch jede Woche unter grossen Mühen gebacken wurde. Elf Mäuler waren wir, die wie Vogeljunge in ihrem Nest auf Mutters Brot warteten. In der Frühe stand sie auf... Sie schüttete einen grossen Berg von schneeweissem Weizenmehl auf, gab Hefe hinzu und schlug viele Eier in Mehl und Hefe. Manchmal fügte sie auch Süsskartoffeln hinzu. Dann vermengte sie alles mit ihren starken Armen und kraftvollen Händen, bis dass ein schön gleichmässiger Teig entstand. Darüber streute sie ein wenig gröberes Maismehl. Schliesslich wurde das Ganze mit einem riesigen weissen Tuch zugedeckt. Wenn wir aufstanden, lag auf dem Tisch schon ein ganz beachtlicher Teigberg... Wenn dann aber das frische Brot fertig war, freuten sich alle zusammen, und Mutters Augen leuchteten in ihrem schweissüberströmten Gesicht, das sie mit der weissen Schürze abwischte. Wie bei einem Ritual bekamen alle ein Stück. Dabei wurde das Brot nie geschnitten – bis



heute –, sondern stets gebrochen. Vielleicht sollte damit an den erinnert werden, der am Brotbrechen erkannt wurde (vgl. Lk 24,30.35)...»
(Leonardo Boff, Kleine Sakramentenlehre)

Johannes der Täufer ist gekommen, er isst kein Brot und trinkt keinen Wein, und ihr sagt: Er ist von einem Dämon besessen. Der Menschensohn ist gekommen, er isst und trinkt; darauf sagt ihr: Dieser Fresser und Säufer, dieser Freund der Zöllner und Sünder!
(Lukas 7,33f)

Wie er (Elia) so weit gekommen war, setzte er sich unter einen einsamen Ginsterbusch.
Er wünschte seiner Seele zu sterben, er sprach:
Nun ists genug, DU,
nimm meine Seele,
ich bin ja nicht besser als meine Väter.
Er legte sich hin und entschlief unter dem einsamen Ginsterbusch.
Da rührte ein Bote ihn an,
der sprach zu ihm:
Erheb dich, iss.
Er blickte sich um,
da, zu seinen Häupten ein Glühsteinback und ein Krug Wasser.
Er ass und trank, dann legte er sich wieder hin.
Aber Sein Bote kehrte wieder, zum zweitenmal, und rührte ihn an,
er sprach:
Erheb dich, iss,
genug noch hast du des Wegs.
Er erhob sich, ass und trank,
dann ging er in der Kraft dieser Atzung vierzig Tage und vierzig Nächte bis zum Berge Gottes Choreb.
(1 Kön 19,4-8)

«Reiche und Arme leben in verschiedenen Welten. Die Reichen meinen, sie könnten die Probleme der Armen lösen, indem sie ihnen eine Schale Reis geben. Die reiche Welt sieht in der armen Dritten Welt ausschliesslich ein biologisches Problem: Wie kann man diese Menschen ernähren? Und nicht, wie kann man sie lehren zu denken, wie kann man sie ausbilden und ihnen Arbeit geben, sondern nur, wie man sie füttern kann. Aber ein Schale Reis verändert das Schicksal der Armen nicht. Armut, das ist nicht nur ein leerer Magen, das ist eine Situation und eine Kultur...In Afrika war ich oft in Flüchtlingslagern, zog mit Massen Hungernder umher. So eine Menschenmasse ist wehrlos, passiv. Sie bittet um nichts. Sie klagt nicht. Sie zieht schweigend dahin, apathisch gleichgültig...ein chronisch hungriger Mensch stellt keine Forderungen und wird nie

um etwas kämpfen.»
(Ryszard Kapuscinski, Wie ich die Welt sehe, Lettre International 21)

Die Frauen von Rubens

Frauliche Fauna, Walküren,/nackt wie das Donnern der Tonnen./Sie nisten in zertrampelten Betten./schlafen mit aufgerissenen Mündern, als wollten sie krähen./Ihre Augäpfel fliehen nach innen/und stieren in die Drüsen./aus denen Hefe sickert ins Blut.

Töchter des Barock. Teig schwillt im Backtrog./Bäder dampfen, Weine erröten./über den Himmel galoppieren Ferkel von Wolken./Trompeten wiehern den physischen Alarm.

O Kürbisrunde, o masslose/und durch das Wegwerfen der Kleider verdoppelte/und durch die gewalttätige Pose verdreifachte/fette Liebesgerichte!

Ihre mageren Schwestern waren früher wach./bevor es dämmerte auf dem Bild./Und niemand sah, wie sie gingen im Gänseschritt/über die unbemalte Seite der Leinwand.

Vertriebene des Stils. Abgezählte Rippen, Vogelnatur der Füsse und Hände. Mit den hervorstehenden Schulterblättern versuchen sie zu/fliehen.

Das dreizehnte Jahrhundert hätte ihnen goldenen Grund/gegeben./das zwanzigste eine Silberleinwand./Dieses siebzehnte hat für die Flasche gar nichts übrig./Konvex ist sogar der Himmel,
konvex sind Engel und Gott –/
Phöbus mit Schnurrbart, der auf einem schwitzenden/Ross in den kochenden Alkoven reitet.»

(Wisława Szymborska, Hundert Freuden. Gedichte)

Hörgedichte

zackig
würgen
zungenlos kauen
nicht den gaumen
versauen
lieb schauen
und
ohne zucken
verschlucken
sei nicht zickig
sei schön schluckig
schnucki
putz di
beim schluck di
dein hals
ist schmutzig
putz di
beim halsen
hals di
beim putzen

putz dir
den hals weg
verlier nicht
den kopf dich
kotzt nicht
dein kopf!
mund auf

bin hungrig.
mag nicht essen.
bin satt.
bin unersättlich.
ich bin der durst des hungers.

hammer hunger?

nein!

hammer chummer?

nein!

hammer hammer.

wehe! also bitte!
du hast es schon tausendmal.
für die mutter. die grossmutter.
nur noch zehn.
grossväter. tanten, vorfahrende.
und jetzt: schlucken.

der magen
verklebt
das leben
ein magen

frühstücksworte

einsaftdottergelb

knackknuspernussbraunorange

himbeerkußmundrot

(Eveline Blum, was mich nährt ist unsagbar. Hörgedichte (laut zu lesen), Bern 1997)

Aus dem früheren Krieg

Endlich Frieden. Der grosse, gesegnete Frieden, hier in diesem Haus, in diesem Raum mit all seinen Dingen.
In diesem Augenblick sah sie einen Bauern auf seinem Pferd. Fast schien es, als würde er durch das offene Fenster hereinkommen. Bequem liess er seine Beine baumeln.
«He, was hast du anzubieten?»
Die Kinder versammelten sich am Fen-

ster – wie einst, als sie die durchfahrenden Züge bestaunten. Die Küche lag zur Strassenseite, das Schlafzimmer zum Bahnhof hin.

«Butter habe ich.»

«Komm rein. Ich kaufe sie dir ab.»

Aus dem Backofen stieg der Duft von frischem Fladenbrot.

«Am Fenster geht es auch. Ich muss nicht hinein», schrie der Bauer und stieg vom Pferd.

«Was kannst du mir für die Butter geben?» wollte er wissen.

«Nur die Ohringe, die du hier an meinen Ohren siehst.»

Wie zwei kleine Tropfen Tau glitzerten zwei kleine Edelsteine an ihren Ohren. Alle Kinder schauten zu ihren Ohren hinauf. Seit langem hatten sie die Ohren nicht gesehen. Sie hatte die ganze Zeit ein Kopftuch getragen.

«Gib her!» rief der Bärtige in den schwarzen Hosen und dem weissen Hemd.

Die Mutter begann, die Ohringe abzunehmen. Aber es war mühsam. Sie stand am Fenster, die Kinder um sie herum. Den einen hatte sie schon abgenommen, aber der am linken Ohr klemmte. Die Ohringe waren mit einem Schraubverschluss befestigt, und dieser liess sich nur schwer öffnen.

Mutters Ohren glitzerten danach nicht mehr. Die Ohrläppchen hingen schlapp herunter. Das jahrelange Tragen des Ohrschmucks, von anderen, noch grösseren Ohringen, hatte die Ohrläppchen ausgedehnt und schlaff gemacht. Die Mutter hatte mit den Ohringen ihren Glanz verloren. Langsam und feierlich reichte sie mit ihren abgearbeiteten Händen dem Bauern die Ohringe durch das Fenster: ihr letztes Pfand. Er übergab ihr die Holzschüssel mit Butter und wartete vor dem Fenster, dass sie sie leerte. Sie füllte die Butter in eine grosse, glänzende Schüssel ihres Tafelgeschirrs. Auch die letzten Reste schabte sie aus der Holzschüssel und schmierte sie über die schmerzenden Hände und Ohren.

Der Bauer ging weg. Geblieben waren die offenen Fenster und der Sonnenschein. Auf dem Tisch dampfte das Fladenbrot, und daneben stand die Schüssel mit frischer Butter.

«Kinder, esst, soviel ihr wollt!»

Sie assen gierig und kauten schnell das noch warme, fettige Brot. Sie stand neben ihnen und betrachtete sie. Sie riefen sie zu sich. Aber sie kam nicht an den Tisch. Die Kinder brachen immer neue Stücke von dem heissen Fladenbrot mit den Händen ab, schmierten mit Löffeln die Butter drauf und schmatzten. Die Kleinste stieg auf einmal auf den Tisch und setzte sich zwischen das Brot und die Schüssel mit der Butter. Niemand verscheuchte sie. Das Flüchtlingskind, das die Mutter bei sich beherbergte, brach ein Stück vom

Brot ab, beschmierte es mit Butter und brachte es ihr.

Die Mutter ass es mit grossem Genuss. Als der Hunger gestillt war, fingen sie, den Mund voller Fett und Krümeln, zu scherzen an.

Auf dem leeren Tisch lagen nur mehr die Brotkrümel. Das Zimmer war noch hell vom Sonnenschein. Sie lachten, kreischten und lärmten.

So war der Krieg zu Ende, und der Frieden begann.

(Jasmina Musabegovic, aus: Das Leben ist stärker)

Appetit

«Ich esse meine Suppe, ich esse mein Fleisch, meine Nudeln, Kartoffeln, Salat jeden Tag, so viele auch Kinder, verschüttete vor meinem Fenster, mit Fingern weisslichen Krallen Signale versuchen. Ich esse mein Fleisch jeden Tag, so viele auch Schiefknochen, so viele auch Hungerbäuche bei mir am Tisch sitzen und Eiterbeulen aufplatzen neben meinem gefüllten Teller. Ich esse, den Blick auf das Napalmfleisch gerichtet und auf die Würmer, die aus den offenen Wunden kriechen. Ich esse meine Suppe, mein Fleisch, meine Nudeln, Kartoffeln, Salat, Kompott, jeden Tag, alle bestaunen meinen Appetit, niemand glaubt mir mein Alter.»

(Marie Luise Kaschnitz, Steht noch dahin)

O Manna, Himmelsbrot

Von katholischen Broträubern und
hungrigen Frauen

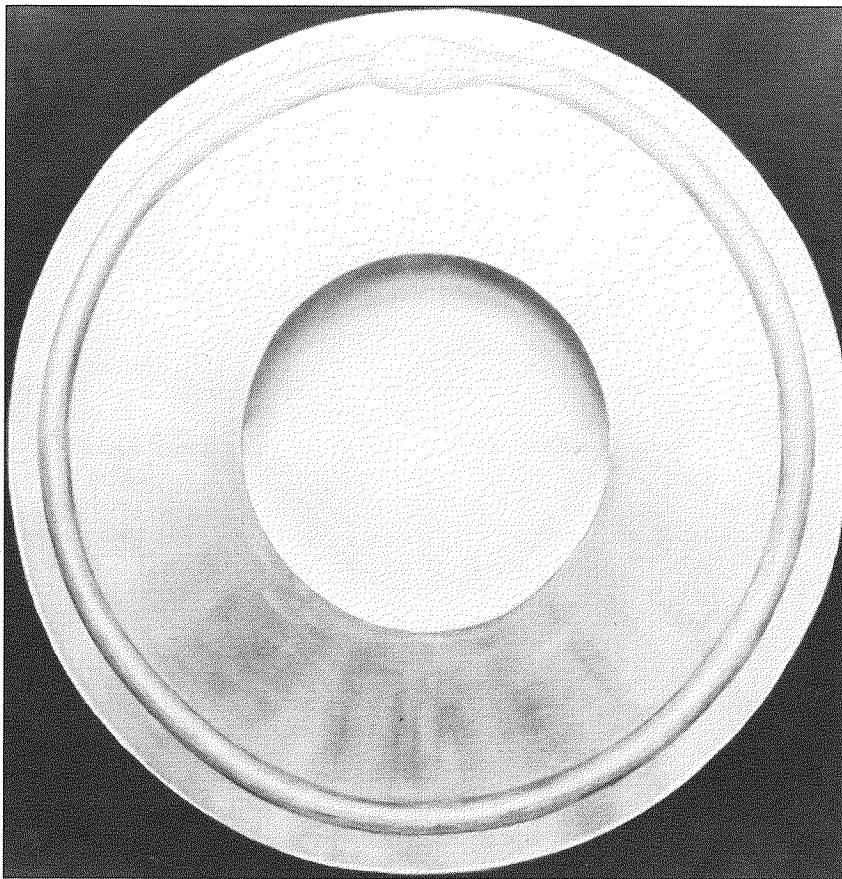
Monika Hungerbühler

Ich erinnere mich an eine Woche Exerzitionen am Ende des Pastorkurses, der uns theologiestudierte Frauen und Männer auf die katholische Praxis der Pfarreien hinführen sollte. Da waren wir alle noch gleich. Es war vor der Priesterweihe (für bestimmte Männer), bzw. der Institutio (für alle Frauen und bestimmte Männer). In der ersten gemeinsamen Fortbildung waren wir dann nicht mehr gleich. Während eines gemeinsam gestalteten Gottesdienstes gaben wir ein Körblein mit Brot im Kreis herum, das nachher ein neugeweihter Priester wandeln sollte. Jede und jeder sprach einen Gedanken zum herumgereichten Brot. «An diesem Brot muss ich verhungern», sagte ich damals. Wenn ich meine Kirche strukturell betrachte, könnte ich auch heute noch so sprechen: «Diese Kirche hungert uns aus», «sie setzt uns auf die Diät reiner Worte», «sie stiehlt uns die Sakramente, die Sinnlichkeit, die Körperlichkeit».

«Meine grosse Sorge um die Eucharistie»

Ausgelöst durch den Mangel an kirchlich zugelassenen Priestern, ist in den letzten Jahren eine grosse Diskussion um die Wortgottesdienste entstanden. Die «Theologie des Wortes» und dessen Sakramentalität ist betont worden. Die Eucharistiefixiertheit ist da und dort kritisiert worden. Die Verwechselbarkeit von Wortgottesdiensten mit Kommunionsspendung und Eucharistiefiern ist moniert worden. Die Sorge um die sonntägliche Eucharistiefeyer ist eine allgemeine geworden.

Im Basler Pfarrblatt 22/98 hat der Basler Bischof Kurt Koch in der Rubrik «Was mich bewegt» geschrieben: «Die grosse Not des Priestermangels kann so auch als Chance zu vermehrter kirchlicher und eucharistischer Solidarität zwischen den Pfarreien wahrgenommen werden.» Das bedeutet nichts anderes, als dass die volkscirchlich gewachsenen Ortskirchen zu Doppel- oder Trippel-Grossraumpfarreien fusionie-



ren sollen, wo meist ältere, gültig geweihte Männer als Sakramentenspender herumhetzen müssen.

Die Hochschätzung der Worte

Nicht geweihte GemeindeleiterInnen, die sich mehrmals monatlich auf die zermürbende Suche nach Priestern machen müssen, geben zu bedenken, ob das Nichtfeiern-Können der Eucharistie an einem Sonntag wirklich ein so grosser «Notfall» sei und ob unsere Herzen nicht zu sehr an der Eucharistie hängen... In diesem Kontext sei es nur schwer möglich, dem Wortgottesdienst wieder zu der Wertschätzung zu verhelten, die ihm angemessen wäre.

Wort und Brot

Meiner Ansicht nach führen diese Gedanken in die falsche Richtung. Mein Herz und das Herz vieler hängt am Brot bzw. an der Eucharistie, genauso wie am Wort. Nur weil ich als Frau in der katholischen Kirche noch immer keine Zulassung zum Priesteramt und dessen Weihe habe, also per Definition eine «Wort-Theologin» sein darf bzw. muss, will ich nicht die «Wort-Sakramentalität» höher werten als das Sakrament der Eucharistie.

Die Zulassungsbedingungen zur Weihe sind einfach nicht mehr zu halten und zu vertreten. Das praktische Problem der hungrigen Pfarreien ist damit natürlich nicht gelöst.

Papst und Bischöfe sind Broträuber

Die katholische Kirche hungert nicht

nur Frauen und nicht-geweihte Männer aus, sondern auch das erzürnte, frustrierte Kirchenvolk. Es gibt genügend gut ausgebildete, bewährte Frauen und Männer, die seelsorgerliche Arbeit tun und Pfarreien leiten können. Aber sie dürfen nicht auf das Wort allein zurückgebunden werden, sondern müssen das ganze Leben feiern dürfen: d.h. Brot backen, segnen, Jesus erinnern, Brot wandeln, Brot brechen und Brot verteilen (um hier nur einen Aspekt zu nennen). Worte allein sättigen nicht. Geteiltes Brot ist inkarnierte, verkörperte Theologie und eine solche Theologie ist Praxis im Sinne Jesu.

Eucharistie/Abendmahl

Der ökumenische Rat der Kirchen tritt zu seinem fünfzigjährigen Bestehen dieses Jahr in Harare/Simbabwe zusammen. Natürlich wird da auch in Wort und Brot Jesus und seine Praxis erinnert. In einem Pressebrief heisst es: «Eine der traurigen Realitäten im Leben des OeRK ist die Tatsache, dass es seinen Mitgliedskirchen nicht möglich ist, zu einer gemeinsamen Feier der Eucharistie oder des heiligen Abendmahls zusammenzukommen. Es wird daher keinen Abendmahlsgottesdienst der Vollversammlung geben...» Wie in einem modernen Café setzen sich nach den Hearings und Diskussionen die Menschen in Kleinstgruppen an winzige Bistrotischchen, wo sie in ihrem Sinn ein Häppchen Brot und ein Schlückchen Wein zu sich nehmen. Ein wahres Trauerspiel!

Zu Priesterinnen berufen

Frauen müssen den Brotdienst am Altar tun dürfen. Sie müssen Brot(ver)wandlerinnen werden! Es geht bei der Frage der Frauenordination weit weniger um die Lösung eines theoretischen, theologischen Problems, sondern um die Anerkennung des vollen Menschseins der Frau und ihrer Gottebenbildlichkeit, wie dies auch Ida Raming in ihrem Buch «Zur Priesterin berufen. Gott sieht nicht auf das Geschlecht. Zeugnisse römisch-katholischer Frauen» festhält. Sie schreibt dort: «Solange Frauen um ihres Geschlechtes willen von der Ordination ausgeschlossen bleiben, kann sich an ihnen und in der Kirche nicht die zentrale christliche Botschaft erfüllen: 'Ihr alle, die ihr auf Christus getauft seid, habt Christus angezogen. Da ist nicht mehr...Mann und Frau; denn ihr alle seid einer in Christus Jesus.' (Gal 3,27f)»

Ich brauche das Brot

Die Eucharistie, wie ich sie im Moment erlebe, ist wie ein Mahnmal eines grossen Missverständnisses. Was hat das zu tun mit dem Wanderprediger aus Nazareth, der Brot für alle mehrte und sein heilendes Tun wie Brot an Frauen und Männer verteilte? In einem alten katholischen Kirchenlied heisst es: «Oh heilige Seelenspeise auf dieser Pilgerreise, o Manna, Himmelsbrot, wollst unsren Hunger stillen, mit Gnaden uns erfüllen, uns retten vor dem ewgen Tod.» Ich brauche Himmelsbrot bzw. Erinnerungsbrot für meine Pilgerreise. Worte hab ich genug. Wo finde ich Nahrung? Wo ist Brot des Lebens? In Frauengruppen, mit Freundinnen, in Seminaren, Veranstaltungen, in der Familie, ja. Aber in meiner Kirche?

Monika Hungerbühler, katholische Theologin, Hausfrau mit zwei kleinen Kindern, teilzeitlich tätig als Spitalseelsorgerin, freischaffende Theologin und FAMA-Redaktorin.

Schlankheitskult und Diätmentalität

Christliche Askese in Neuauflage?

Maria Egli

1114
Schöne Frau gleich schlanke Frau! Würde diese Gleichung umgekehrt, müsste man sie zweifellos als zu undifferenziert verwerfen, aber so stimmt sie, denn Schlankheit ist unbestritten ein zentrales, wenn nicht das zentralste Merkmal des weiblichen Schönheitsideals. Dieses kennt, wie Maria-Elisabeth Lange-Ernst sich pointiert ausdrückt, insbesondere «eine vernichtende Beschwörungsformel: Fett ist absolut out»¹. Wo das Übergewicht in der Nachkriegszeit noch ein Zeichen des Wohlstandes war und wo dicke Menschen früher noch vorwiegend als humorvoll, umgänglich, grosszügig, herzlich und hilfsbereit galten, werden sie heute mit Attributen wie willens- und leistungsschwach, zügellos, faul und träge bedacht. Aus Statistiken über Kandidatinnen der Miss-America-Wahlen etwa wird ersichtlich, dass sich deren Körpergewicht in den letzten zwanzig Jahren stetig reduziert hat und die Siegerin seit 1970 immer die dünnste der fünf Finalistinnen war. Und was uns, dank aufwendiger Inszenierung und fortgeschrittener technischer Möglichkeiten immer unrealistischer von den Hochglanzfotografien aus Werbung, Film und Frauenzeitschriften an schlank-ranken weiblichen Körperformen entgegenstrahlt, wird zu einem unter Tantalus-Qualen erstrebten Traumziel der persönlichen Körperform. Statistische Untersuchungen eröffnen uns, dass mindestens die Hälfte aller Frauen den Wunsch haben, abzunehmen bzw. dass siebzig bis achtzig Prozent aller Frauen sich nie satt essen aus Angst um ihre Figur.

Diätmentalität...

Das wichtigste und beliebteste Instrument, um unsere Frauenkörper in die gewünschte Form zu bringen, ist das Diät halten. Auch hier lassen uns die Medienträger nicht im Stich. Gleich auf den Rückseiten der uns präsentierten Schlankheitsgöttinnen finden wir jeweils die Rezepte, die uns helfen sollen, nicht nur überzählige Kilos (häufig sind

es nicht mehr als zwei oder drei) loszuwerden, sondern bereits präventiv einer möglichen Gewichtszunahme vorzubeugen. Beliebte Ansprechpartnerinnen für Diäten und Hungerkuren sind insbesondere auch junge Frauen. Eine Studie bei den MittelschülerInnen der Stadt St. Gallen zwischen 1994 und 1996 ergab, dass sich rund ein Drittel aller Mädchen «nicht wohl fühlten in ihrer Haut», 57 Prozent der 13- bis 21-jährigen haben es schon mit mindestens einer, zwei Drittel mit mehreren Diäten versucht.² Alles in allem kann im Rahmen des allgegenwärtigen Schlankheitskults von einer eigentlichen Diätmentalität gesprochen werden, und das Nicht-Essen wird dabei zu einer Metapher für weibliche Schönheit.

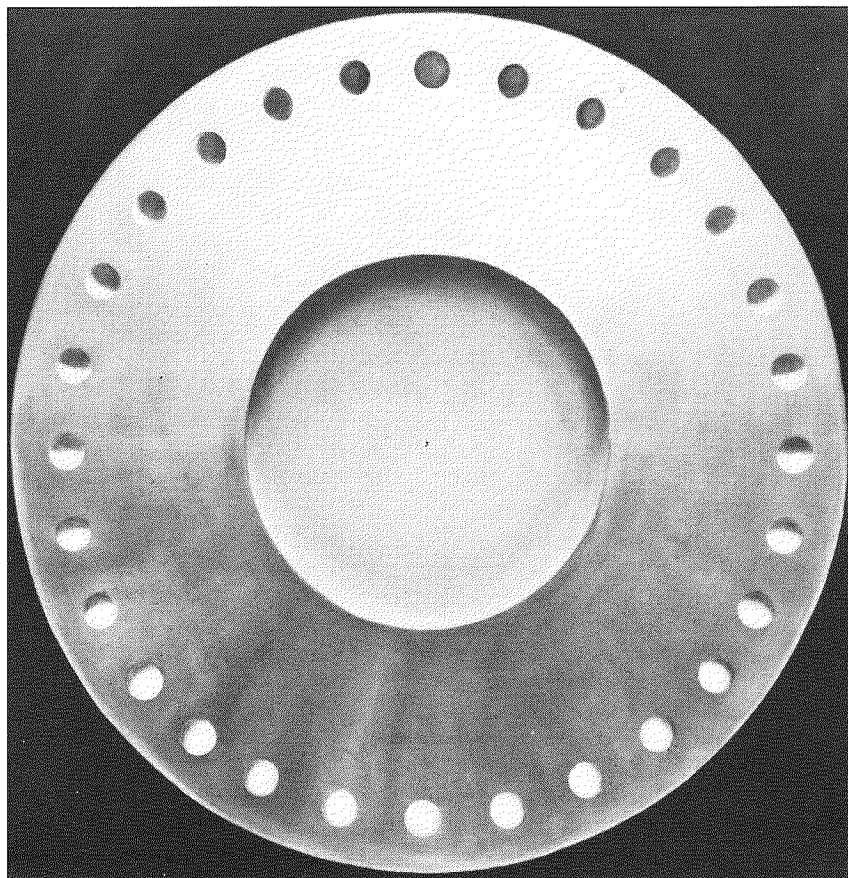
...und worauf frau dabei verzichtet

So grosszügig die Frage nach den verschiedenen Möglichkeiten des Fastens abgehandelt wird, so kleingedruckt bekommen wir – wenn überhaupt – etwas zu lesen über die einschlägigen Folgen dieses täglichen «vom-Mund-absparens». Um die Frage nach den Auswirkungen von Diäten und Hungerkuren auf den weiblichen Lebenszusammenhang adäquat zu beantworten, muss nebst dem biologischen Bedürfnis nach Nahrung vor allem auch die vielfältige psychische, soziale und symbolische Bedeutung des Essens betrachtet werden: Essen als Geborgenheitserfahrung, Selbstfürsorge und Seelennahrung, als Zeichen von Gemeinschaft und Verbundenheit, Symbol spiritueller Vereini-

gung, Essen zum Zeichen, dass das Leben weitergeht... Nicht zuletzt haben Nahrungsmittel chemische Eigenschaften, welche sich auf die körperliche, psychische und geistige Verfassung eines Menschen auswirken und somit etwa krankheitsvorbeugend, konzentrationsfördernd usw. sein können.

Gerade diese vielfältigen Bedeutungszusammenhänge des Essens lassen erahnen, welche Einschränkungen frau mit dem Diät halten auf sich nimmt. Das tägliche Fasten setzt vor allem längerfristig sehr viel Willenskraft und Disziplin voraus. Schliesslich fordert es in hohem Masse den Verzicht von Sinnlichkeit, Genuss und Lebensfreude.

Erfahrungsberichte von Frauen, die sich dem Fasten verschrieben haben, zeigen, dass häufig schon der kleinste Verstoß gegen die selbstauferlegte Askese die Betroffenen in ein tiefes Loch von Selbstentwertung, Scham und Schuld stürzt. Frau werden genügend Rezepte zur Veränderung ihres Körpers zur Verfügung gestellt. In ihrer Macht liegt es nun, diese umzusetzen und den gesellschaftlichen Erwartungen gerecht zu werden. Starke Gefühle persönlicher Verantwortung setzen auf der andern Seite ebenso nachhaltige Gefühle persönlicher Schuld frei. Essen und das Versagen gegenüber der sich selbst auferlegten Selbstbeschränkung wird damit zur Sünde, die wiederum nur mit noch strengeren Massstäben gesühnt werden kann. Damit ist, wie mit dem bereits bekannten Jo-Jo-Effekt auch auf der psychischen Ebene eine letztlich



zum Scheitern verurteilte Diätspirale in Gang gesetzt.

Dass sich unsere Gedanken beim Essensverzicht ständig ums Essen drehen, ist mehr als verständlich. Schliesslich fordert der Körper sein Recht! Ernährungswissenschaftler weisen daraufhin, dass die Aufnahme von 1500 Kalorien und weniger pro Tag (und Diäten liegen zumeist darunter) als Unterernährung bezeichnet werden muss, eine Unterernährung, die uns nicht bloss körperlich, sondern auch seelisch und geistig schwächt.

Das anhaltende Fasten zwingt die Betroffenen im weiteren, ihre Hungergefühle zu ignorieren und Körpersignale auszublenden, was einer verhängnisvollen Abspaltung der eigenen Körperwahrnehmung und schliesslich des Körpers selbst Vorschub leistet. Verlust von Sexualitäts- und Sinnlichkeitserleben, Angstzustände, Nervosität, Stress und Depressionen sind weiterführende psychische Folgen.

Diäten als Einstiegsdroge für Essstörungen

Unbestritten ist der Zusammenhang zwischen Diäten und Essstörungen wie Magersucht (Anorexie), Fettsucht (Adipositas) und Ess-Brech-Sucht (Bulimie), die in den westlichen Industrienationen seit den 70er Jahren in erschreckender Weise zugenommen haben und als neue weibliche Zivilisationskrankheit bezeichnet werden müssen. Untersuchungen über die Hintergründe von Essstörungen machen zwar deutlich, dass die verschiedenen Erscheinungsformen in reichlich komplexer Weise sowohl mit individuellen, psychischen, biologischen wie auch familiären, sozialen und kulturellen Bedingungen zusammenhängen. Gleichzeitig beginnt eine Essstörung häufig mit dem harmlosen Wunsch, abzunehmen, so dass ErnährungswissenschaftlerInnen Diäten u.a. auch als «Einstiegsdroge zu Essstörungen» bezeichnen.

Diätkultur – Disziplinierungsmassnahme und weibliche Machtquelle

Allgemein erkennt die feministische Forschung die Wurzeln von Essstörungen in der gesellschaftlichen Benachteiligung der Frau. Unter dieselben Vorzeichen ist aber auch das weibliche Schönheitsideal mit dem Schlankheitskult als dessen wohl zentralste Manifestation zu setzen. Inwiefern dem Schönheitsdiktat die Rolle einer Disziplinierungsmassnahme zur Unterwerfung der Frau unter die herrschenden Vorstellungen von Frausein zukommt, zeigen bereits die oben nur verkürzt dargestellten Beeinträchtigungen des weiblichen Lebenszusammenhangs durch Fasten und Hungern. Aber auch die Meinung, Schönheit sei als «eine

Chiffre für die Macht, welche die Frauen als einzige besitzen dürfen»³, zu sehen, erscheint einleuchtend und lässt feministisch Sensibilisierte zustimmend nicken. Das die westliche Frau kennzeichnende Bestreben, ihre Nahrungsaufnahme zu kontrollieren, lässt sich mühelos als Metapher für das weibliche Bedürfnis entziffern, selber über den eigenen Körper zu bestimmen und im «vorgegebenen Raum ein Stück eigenen Sinn und Selbstverwirklichung zu leben»⁴. Paradoxerweise geschieht dies aber im Rahmen patriarchal verordneter Platzzuweisungen an die Frau, wodurch sich gerade mit dem Schlankheitskult wiederum eine «Genuss und Glück entgegengesetzte Einordnung als Frau»⁵ in die gesellschaftlichen Verhältnisse vollzieht, d.h. die weibliche Selbstbestimmung über den eigenen Körper wird zur «Kompetenz in der Inkompetenz»⁶. Frigga Haug u.a. prägen in diesem Zusammenhang denn auch den Begriff der «Subjektion», welcher im Gegensatz zur «Sozialisation» auch das Moment der Selbsttätigkeit von Frauen bei der Verinnerlichung gesellschaftlicher Normen miteinschliesst⁷.

Moderne Diätkultur als Neuauflage alter Fastentradition?

Die Suche nach den Hintergründen und Zusammenhängen für die moderne weibliche Diätkultur verleitet nicht zuletzt zu Assoziationen mit den alten Traditionen christlichen Fastens und dem darin integrierten platonischen Erbe der Körperfeindlichkeit. In der Tat sind die Parallelen insbesondere zur alten dualistischen Trennung von Körper und Geist und der Erhebung des männlichen Schöpfergeistes über eine geist- und gestaltlose Materie, zur der auch die Frau und ihr weiblicher Körper zugeordnet wurde, beträchtlich. Das fortgesetzte Diätverhalten, die Negation der eigenen körperlichen Bedürfnisse setzt eine gehörige Portion Körperverachtung und ein ebenso gehöriges Mass an Körperbezwungung voraus. In dualistischer Manier macht sich frau daran, den Körper von ihrem Geist zu trennen und ihn unter normierenden, (ab)wertenden und damit auch entfremdenden Blicken nach den Mustern ihres Willens zu gestalten. Naomi Wolf, die Autorin des Buches «Der Mythos Schönheit» betrachtet den gesamten Schönheitskult als eine neue Religion. Sie schreibt: «Die Einschränkungen, Tabus und Sanktionen, die bisher in den repressiven Gesetzen, religiösen Geboten und Fortpflanzungszwängen begründet gewesen waren, sich jetzt aber in dieser Form nicht mehr aufrechterhalten liessen, wurden auf Gesicht und Körper der emanzipierten Frau verlagert.»⁸ In unserem Zusammenhang wird deutlich, dass es gerade mit dem Schlankheitskult nicht «bloss» um eine Verlagerung

geht, sondern sich hier alte christliche Enthaltensamkeit und Askese in ganz direkter Form neu durchsetzt.

Dabei, so scheint es, geschieht dies nicht einmal so sehr unter anderen Vorzeichen. Christina von Braun macht in ihrer Publikation «Weibliches Fasten und christliche Tradition»⁹ sichtbar, dass sich bereits das Fasten der frommen Frauen und Mystikerinnen im 13. Jahrhundert nicht allein mit dem Bedürfnis nach Spiritualität erklären lässt; dass diese frommen Frauen im Fasten auch eine Möglichkeit sahen, das weibliche Ich sozusagen durch Aushungern paradoxen patriarchalen Zuschreibungen zu entziehen, den eigenen Körper für andere unerreichbar zu machen, indem sie ihn zum Verschwinden brachten.

Hungern gegen eine inakzeptable Weiblichkeitsrolle

Damit finden wir uns bei der modernsten und aktuellsten feministischen Deutung insbesondere der Anorexie wieder. Man bzw. frau kann sich fragen, was Katharina von Siena und Isabelle S. aus Zürich gemeinsam haben. Und ob es nicht wegen sei, moderne psychologische Erklärungen auf Menschen einer so fern und fremden Epoche zu übertragen? Elisabeth Camenzind hat sich der Lebensgeschichte von Katharina von Siena jedoch sehr differenziert zugewandt¹⁰ und lässt die junge Kirchenlehrerin u.a. gleich mit eigenen Worten analysieren, wie das Fasten für sie zu einem Mittel des Widerstandes gegen die Übernahme einer für sie nicht akzeptablen Weiblichkeitsrolle wurde. Nach einer sehr freien und unbeschränkten Kindheit sollte Katharina mit der Pubertät abrupt ans Haus gebunden und für eine baldige Heirat vorbereitet werden. Als sie sich diesem Vorhaben widersetzt, bekommt sie es mit der Repression ihrer Brüder zu tun, die sie fortan zur Magd der Familie degradieren und sie tagtäglich mit Vorwürfen und Erniedrigungen bedenken. In ihrem Innern vermischt Katharina eine Stimme, die ihr rät, «in ihrem Geiste eine stille Kammer einzurichten, die sie niemals wegen einer äusseren Arbeit verlassen sollte» und im Fasten findet die junge Frau als einem Akt des «heiligen Hasses» eine Strategie, ihre seelische Unverletzlichkeit zu steigern und «eine unübersteigbare Mauer gegen alle Angriffe des Bösen und feindlicher Menschen» zu bauen. Camenzind stellt fest, dass sowohl bei Katharina wie bei den jungen unter Anorexie leidenden Frauen unserer Zeit die Themen Selbstwertgefühl und weibliche Identität bzw. die patriarchale Unterdrückung einer weiblichen Identität, welche das geist-schöpferische Potential der Frau mit einbezieht, im Zentrum stehen. Fasten wird hiermit zur Schutzmacht gegen

paradoxe patriarchale Weiblichkeitsideologien.

Sehnsucht nach selbstbestimmter Definition von Weiblichkeit

Der Ausspruch von Sichtermann, weibliche Schönheit als «eine Chiffre für die Macht, welche die Frauen als einzige besitzen dürfen» zu verstehen, scheint mir nun zur Schlüsselaussage zu werden. So wie die frommen Frauen im Mittelalter das Fasten als den Mörtel benutzten, um sich eine «Zelle im Kopf zu bauen» (Katharina von Siena), scheinen wir Frauen unserer heutigen Gesellschaft mit unserem schönheitsbedingten Diät- und Fastenkult auf ein uraltes Mittel, uns ein Stück Selbstverwirklichung und Selbstbestimmung zu erhaschen, zurückzugreifen. Und so setzt sich eine ebenso uralte weibliche Sehnsucht unbehelligt fort; jene nämlich, die Definitionsmacht über unsere Identität und unsere Körper in unser eigenes Reich zurückzuholen. Und für dieses kostbare und im Tiefsten ersehnte Gut, das uns Frauen von der jahrtausendealten Bilderlast befreien und uns zu jenem autonomen Flügelschlagen verhelfen könnte, dessen Traumbild wir uns von Generation zu Generation weitergeben, zahlen wir gar den Preis unseres Körpers, unserer Gesundheit und unserer sinnlichen Erfahrung.

Maria Egli ist Sozialarbeiterin und hat 1997 im Rahmen ihrer Diplomarbeit an der Höheren Fachschule für Sozialarbeit in Luzern das Thema Macht und Ohnmacht weiblicher Schönheitsideale behandelt.

- 1) Maria-Elisabeth Lange-Ernst, *Stop dem Schlankheitswahn*, München 1993, S. 9.
- 2) vgl. Martin Arnold, *Zu Hause bei Mutter ist's nicht mehr cool. Wie und was Jugendliche essen*, in: *Weltwoche*, Nr. 43, 24. Oktober 1996, S. 55.
- 3) Barbara Sichtermann, *Weiblichkeit. Zur Politik des Privaten*, Berlin 1983, S. 46.
- 4) Frigga Haug (Hrsg.), *Sexualisierung der Körper*, Hamburg 1983, 3. Auflage 1991, S. 16.
- 5) *ibd.*, S. 8.
- 6) *ibd.*, S. 81.
- 7) vgl. *ibd.*, S. 30.
- 8) Naomi Wolf, *Mythos Schönheit*, Hamburg 1991, S.19.
- 9) vgl. Christina von Braun, *Weibliches Fasten und christliche Tradition*, in: *NZZ vom 5.4.1997*.
- 10) vgl. Elisabeth Camenzind, *Geschlechtsspezifisches Suchtverhalten und Therapie bei Frauen*, in: *Richelshagen Kordula (Hrsg.), Süchte und Systeme*, Lambertus Verlag.

Literatur zum Thema und Neuerscheinungen

Literatur zum Thema

Michèle Didou-Manent, Tran Ky, Hervé Robert, *Dick oder dünn? Körperkult im Wandel der Zeit*, München 1998.

Maria-Elisabeth Lange-Ernst, *Stop dem Schlankheitswahn*, München 1993.

Naomi Wolf, *Mythos Schönheit*, Hamburg 1991.

Christina von Braun, *Weibliches Fasten und christliche Tradition*, in: *NZZ vom 5.4.1997*.

Marie-Luise Könneker/Esther Fischer-Homberger, *Götterspeisen – Teufelsküchen*. Texte und Bilder vom Essen und Verdauen, vom Fressen und Fasten, Schleckern und Schlemmen, von Fett und Fleisch, Brot und Tod, Frankfurt a.M. 1990.

Caroline Walker Bynum, *Fragmentierung und Erlösung*. Geschlecht und Körper im Glauben des Mittelalters, Frankfurt a.M. 1996.

Jutta Radel/Margrit Hug, *Höllisch gut*. Himmlische Gerichte aus dem Alten und dem Neuen Testament, Frauenfeld 1994.

Albert Wirz, *Die Moral auf dem Teller*, 1993.

Gisèle Harrus-Révidi, *Die Kunst des Gewissens*. Esskultur und Lebenslust, 1996.

Herbert Heckmann, *Die Freud des Essens*. Ein kulturgeschichtliches Lesebuch Genuss der Speisen aber auch vom Leid des Hungers, 1979.

Neuerscheinungen

Ursula Kröll, *Das Geheimnis der*

schwarzen Madonnen. Entdeckungsreisen zu Orten der Kraft, Stuttgart 1998.

Schwarze Madonnen sind religionsgeschichtlich hochinteressante Phänomene. Der Band enthält Fotos von vielen bisher verborgenen und den bekannten schwarzen Madonnen in Europa, beschreibt die Wege zu ihnen hin und liefert Informationen über die religionsgeschichtlichen Ursprünge der Verehrung der schwarzen Madonnen.

Ursula Pfäfflin und Julia Strecker, *Flügel trotz allem. Feministische Seelsorge und Beratung*. Konzeption – Methoden – Biographien, Gütersloh 1998.

Im ersten Teil werden die Grundentscheidungen feministischer Seelsorge, ihre Definition und Verortung erklärt, ihr Bezug zu anderen feministischen Ansätzen von Beratung und Therapie aufgezeigt und theologische Aspekte besprochen. Im zweiten Teil stehen frauenspezifische Fallgeschichten im Mittelpunkt.

Luise Schottroff und Marie-Theres Wacker (Hrsg.), *Kompendium Feministische Bibelauslegung*, Gütersloh 1998.

Das Kompendium *Feministische Bibelauslegung* bündelt erstmals für den deutschsprachigen Raum feministisch-exegetische Ergebnisse und Ansätze, indem alle (christlichen) biblischen Schriften und ausgewählte nicht-kanonische Schriften ausgelegt werden. An die sechzig Autorinnen unterschiedlicher konfessioneller/religiöser Orientierung und geographischer Herkunft haben daran mitgearbeitet.

Ida Raming, Gertrud Jansen, Iris Müller und Mechtilde Neuendorff (Hrsg.), *Zur Priesterin berufen*. Gott sieht nicht auf das Geschlecht. Zeugnisse römisch-katholischer Frauen, München 1998.

Im vorliegenden Buch bekennen sich erstmals Frauen aus deutschsprachigen Ländern zu ihrer priesterlichen Berufung. Sie sind weltweit durch das Netzwerk «Women's Ordination Worldwide» international verbunden.

Friedel Kriechbaum, *Ermütigung zum Widerspruch*. Christliche Tradition und Frauenalltag, Mainz 1998.

Friedel Kriechbaum zeigt, wie die Bibel bis heute dazu herhalten muss, die ganz alltägliche Gewalt gegen Frauen zu rechtfertigen. Vor allem aber zeigt sie die Widerstandstraditionen gegen patriarchale Gewalt in der Bibel auf, die Frauen auch heute ermutigen können.

Berichte

FrauenKraftWoche 1998

Vom 18. bis 24. Juli 1998 verbrachten 27 Teilnehmerinnen, 5 Referentinnen und 4 Organisatorinnen eine intensive Woche zum Thema «Frauen-Feuer-Wandlungskraft» im idealen Waldhaus-Zentrum Lützelflüh. Das «Funken-sprühen», heisse Diskussionen und bewegende Momente waren programmiert.

Frauengemeinschaft, Frauensolidarität, Bewusstwerdung, Weiterbildung, Selbsterfahrung, Heilung und Aufarbeiten von Frauengeschichte und -Geschichten dazu Stärkung für den Alltag haben die Teilnehmerinnen der FrauenKraftWoche 98 in Lützelflüh erlebt und erarbeitet.

Am ersten Morgen wurden die Frauen zu ihrer inneren Glut hingeführt – mit der Stimme, mit Urtönen, mit Atem und mit Bewegung. Lieder wie Feuerfunken und Töne so rot wie die Liebe erschallten sowohl in den folgenden Workshops wie am Konzert der Sängerin.

Gleich zu Beginn der Woche wurden die Teilnehmerinnen auf den Feuerlauf eingestimmt und sorgfältig darauf vorbereitet mit dem Resultat, dass (fast) alle durchs Feuer gingen. Feuerlaufen heisst der eigenen Angst begegnen und sie zu transformieren. Gereinigt und gestärkt durch soviel Mut und die Verbindung von Geistigem und Körperlichem erschien das weitere Programm harmlos...

Von Hexenverbrennung, unaufgearbeiteter Frauengeschichte, von patriarchalem Machtmissbrauch und Geschlechterkampf bis in die jüngste Vergangenheit handelte das nächste Referat, das nicht minder bewegte. Eigene Diskriminierungen, Mädchen- und Frauengeschichten wurden wach, aufgefangen und sorgfältig mit der Aufarbeitung begonnen. Was in den Referaten erst anklang, wurde in den Workshops und Ritualen vertieft.

Mit der bildenden Künstlerin wurden die Teilnehmerinnen auf die natürliche

Schönheit jeder Frau aufmerksam; an jeder Form sind Schönheiten zu finden. Mit dem inneren Auge und dem Auge einer Bildhauerin wandten sie sich ihrer Form zu, wie zu einem Kunstwerk. Mit Körpermalen konnten diese neuen Erfahrungen noch vertieft werden.

Dass die Frauen auch Selbstverantwortung tragen können bewiesen sie mit der Kleingruppenarbeit, in der die eigene Spiritualität kritisch religiösen Zwängen gegenübergestellt wurde. Weder Atheismus noch Unterordnung, weder Götzentum noch Sittenzerfall kann den Frauen angelastet werden. «Der gesunde und gute Kern» in jeder Einzelnen bedeutet als «feu sacré»: Liebe, Lust und Leidenschaft.

Zur finanziellen Sicherung beziehungsweise Starthilfe für die Planung kommender FrauenKraftWochen besteht eine Gemeinschaft mit derzeit 44 Mitwybern. An der GV konnten viele neue Mitwyber aufgenommen werden. Der Vorstand wurde mit neuen Frauen ergänzt.

Aus Zeiten, wo Matriarchat statt Patriarchat «frauschte» erzählten die Mythen aus Babylonien, dem Vorderen Orient, Ägypten und Europa, wo Göttinnen in verschiedenen Gestalten das Feuer verkörpern. Riten und Bräuche haben sich aus dieser Zeit bis heute erhalten im Alpenraum. Feuer spielt dabei eine wichtige Rolle.

Mit Brücken zum Alltag – ins Feuer werfen, was losgelassen werden kann, mitnehmen, was durch die Glut verwandelt wurde – und vielen neuen Freundschaften kehrten die Teilnehmerinnen aus diesem stärkenden Frauenraum nach Hause zurück.

Eine mögliche nächste FrauenKraftWoche wird voraussichtlich im Jahre 2000 stattfinden. Kontaktadresse: Ruth Füchslin Ott, Rüttigasse 15, 4402 Frenkendorf, Tel. 061/780 96 09.

Verena Ehrler-Hofmänner, Meilen

Ein Hauch der Kraft Gottes: Weibliche Weisheit in den Weltreligionen

Unter diesem Thema fand die dritte Europäische Sommeruniversität der Frauen in der Evangelischen Akademie Mülheim/Ruhr statt. Nach «weibliche Spiritualität» und «weibliche Sexualität» haben auch diesmal wieder über hundert Frauen aus elf Ländern reges Interesse gezeigt.

Männliche Sicht prägte die Vorstellungen von Weisheit (auch «Frau Weisheit») in allen Beispielen von Weltreligionen (Judentum, Islam, Hinduismus, Buddhismus und Christentum) und von weiblicher Weisheit ist kaum die Rede. So fragte sich manche Frau, wo denn das spezifisch Weibliche zu finden sei. Spurensuche geschah in der Auseinandersetzung in den Gruppen, für die genügend Zeit vorgesehen war. Beim «Bild» einer weisen Frau erinnerte sich

manche Teilnehmerin an ihre eigene Grossmutter.

Die in New York dozierende Koreanerin Chung Hyun-Kyung gab einige Prinzipien weiblicher Weisheit wie: Schönheit (Anziehungskraft; etwas Schönes tun wie z.B. einen Garten anlegen); Harmonie (Beispiel Yin und Yang); Gerechtigkeit, Ameise (Ameisen-Prinzip: Globalisierung von unten); Spinne (Verbindungen, Vernetzungen, Symbol der weiblichen Weisheit). In Ansätzen von Frauen sieht sie eine Chance für eine neue, lebenermöglichende Zivilisation, die der Zerstörung auf unserem Planeten entgegenwirkt.

Im Buddhismus, wies Adelheid Herrmann-Pfandt nach, sind in spärlichen Überlieferungen und Geschichten Lebenserfahrungen und -weisheit von Frauen zu finden, die für einen Mönch auf seinem spirituellen Weg unabdingbar waren, um auf den Boden der Realität zu kommen. Dennoch war es fast in allen Formen des Buddhismus den Frauen untersagt, andere Frauen auszubilden und somit ihre Weisheit und Erfahrung weiterzuvermitteln.

Soll nun ein Unterschied aufgedeckt werden? Oder geht es auch um Beispiele, die allgemein menschlich sind, unabhängig vom Geschlecht, wie es die jüdische Vertreterin, Chana Safrai, aufzuweisen versuchte? Interessant ist, dass Rabbiner auf hebräisch «Weise Männer» heissen, die «Weisen Frauen» sind die Hebammen! Weisheit hat mit Lebensbewältigung, mit Lebensklugheit und entsprechendem Handeln zu tun.

Eindrücklich die aus dem Leben gegriffenen Berichte von Frauen aus Ungarn, Rumänien (ungarisch sprechender Teil); aus Belarus (Weissrussland), Gegend von Tschernobyl, wo Frauen mit viel Initiative und Schlaueit gegen die Resignation angehen. Die auch bei uns durchgeführten Kinderlager sind ein bekanntes Beispiel dafür.

Die Gründerin der Europäischen Sommeruniversität und Studienleiterin Dr. Sung-Hee Lee-Linke, wird die Referate auch dieses Mal wieder in Form eines Buches herausgeben. Die zwei schon erschienenen Titel über die erste und zweite Sommeruniversität: «Fenster zum Göttlichen» (1997), «Das Hohelied der Liebe» (1998), beide im Neukirchener Verlag.

Esther R. Suter, PfarrerIn

Miteinander zu Rate gehen

Feministische Befreiungshermeneutik: Standortbestimmung, Perspektiven, Ermächtigung. Tagung mit Elisabeth Schüssler Fiorenza zu ihrem 60. Geburtstag an der Paulus-Akademie in Zürich am 13./14. Juni 1998.

Gegen hundert Frauen kamen in die Paulus-Akademie, um gemeinsam mit der Jubilarin zu feiern und mit ihr eine

Standortbestimmung Feministischer Befreiungshermeneutik vorzunehmen. Die Herzlichkeit und Wärme, die in den Voten aller Festrednerinnen mit Schwang, zeigte eindrücklich die grosse Bedeutung, die Elisabeth Schüssler Fiorenza für mehrere Generationen feministischer Theologinnen hatte und immer noch hat. «Ohne dich, Elisabeth, wäre ich wohl heute nicht mehr in der Kirche» – in dieser berührenden Aussage gipfelte die persönlichen Gratulationsworte von Marga Bührig am abendlichen Fest in der Paulus-Akademie.

Die Referate und Gruppenarbeiten während des Tages zeigten, dass das Denken von Elisabeth Schüssler Fiorenza keine leichte Kost ist. Auch geübte feministische Theologinnen mussten sich mehr oder weniger mühsam an ihrem Referat zum Thema «Radikale Demokratie» abarbeiten. Das lag wohl nicht zuletzt daran, dass Schüssler die neuesten Früchte ihres Denkens ausbreitete, bei uns aber in erster Linie die vor zehn Jahren auf deutsch erschienen Bücher «Zu ihrem Gedächtnis» und «Brot statt Steine» bekannt sind. So musste der Brückenschlag vom Vortrag über das «Projekt radikale Demokratie» zum ebenfalls von Schüssler geprägten Konzept von Frauenkirche, der «Wo/men-ekklesia» und zu ihrer Methode einer feministisch-kritischen Hermeneutik erst hergestellt werden.

Die englisch-griechische Wortkonstruktion «wo/men-ekklesia» zeigt, worauf Schüssler zielt. «Ekklesia» im ursprünglichen Sinn als demokratisch-öffentlicher Zusammenschluss freier BürgerInnen überschreitet die Trennung von kirchlichem und gesellschaftlich-politischem Raum. Mit dem Zusatz «wo/men», der auf deutsch nicht widerzugeben ist, macht Schüssler deutlich, dass aber auch dieser vom Konzept her allen offenstehende demokratische Raum de facto als Raum freier und besitzender Männer verstanden wurde. Die Kombination der beiden Begriffe soll diese Spannung aufzeigen. Ebenfalls auf diese Spannung verweist nun der Begriff der radikalen Demokratie, der genauso wie die «wo/men-ekklesia» Analyse-Instrument und Vision zugleich ist. Die angestrebte Vision ist die Gemeinschaft der Gleichgestellten und wird von Schüssler verstanden als politisch-oppositioneller Begriff zum Patriarchat. Aber auch diesen Begriff ersetzt Elisabeth Schüssler Fiorenza seit einiger Zeit durch den Begriff «Kyriarchat», der für sie besser auf den Punkt bringt, dass es sich dabei um ein Herrschaftssystem mit abgestuften Unterdrückungsformen handelt. In diesem System stehen nicht einfach Männer als Täter den Frauen als Opfer gegenüber, sondern auch Frauen können als Angehörige einer bestimmten Klasse und Rasse an den patriarchalen Herr-

schaftsstrukturen teilhaben. Massstab für die Befreiung von Frauen sind demnach die Frauen zuunterst an der Pyramide, in deren Leben sich die verschiedenen Unterdrückungsformen multiplizieren.

An der Tagung ging es immer wieder darum, Visionen von einer radikal demokratischen Gesellschaft zu entwickeln, die sich an der Befreiung dieser «Letzten» orientiert. Als Instrument für die Analyse von Frauenunterdrückung und -befreiung dient die feministische Befreiungshermeneutik, die von Elisabeth Schüssler Fiorenza entwickelt wurde. Für alle Frauen, die damit noch nicht vertraut waren, und als Repetition für alle anderen, machten Regula Grünenfelder und Regula Strobel eine anschauliche Einführung. Anhand von kurzen Texten bzw. Aussagen über den Frauenstreik zeigten sie, wie die vier bzw. neu sieben Schritte der feministischen Befreiungshermeneutik angewendet werden können.

Trotzdem fiel es den anwesenden Frauen nicht einfach, die Vision einer wo/men-ekklesia in verschiedenen konkreten Arbeitsgebieten weiterzuentwickeln. Die Vorschläge aus den Gruppen blieben grösstenteils sehr vage und kamen selten über das hinaus, was frau schon lange selber weiss. Das dichtgedrängte Programm liess kaum die Möglichkeit, von der Referentin noch einige klärende oder weiterführende Antworten zu bekommen, z.B. zur Frage, wie denn die gleiche Würde der Vielen so gedacht werden könne, dass Unterschiede sein dürfen ohne wieder zu neuen Herrschaftsstrukturen zu führen. Oder ob die bewusste Einmischung und Teilnahme von Frauen an den herrschenden Machtstrukturen grundsätzlich im Gegensatz stehe zur Arbeit an einer radikal-demokratischen Gesellschaft.

Doch noch einige Konkretionen brachte dann das Abschlusspodium, auf dem die Referentinnen zeigten, wie sie in ihrem jeweiligen Arbeitsbereich – von Seelsorge über Friedensarbeit zu Basisdemokratischer Bewegung – Schüsslers Methoden anwenden.

Ursula Vock

Feministische Theologinnen gegen Haas-Vorhaben

Die Interessengemeinschaft der feministischen Theologinnen unterstützt den Protest Betroffener gegen die anfangs Mai bekannt gewordene Absicht von Bischof Wolfgang Haas, in seinem Erzbistum Vaduz künftig keine Laientheologinnen und -theologen mehr zu beschäftigen.

Wie Bischofssprecher Christoph Cassetti in einer Stellungnahme verlauten liess, werden Jungpriester die Arbeit bisher angestellter Pastoralassistentinnen und -assistenten übernehmen.

Die feministischen Theologinnen lehnen diese Zurückstufung der Laienarbeit in der Kirche ab, da sie weder biblisch noch theologisch begründbar ist und den Bedürfnissen der Pfarreien keine Rechnung trägt. Überdies befürchtet die Interessengemeinschaft, dass die konservativen Jungpriester, die in letzter Zeit in Chur von Haas geweiht wurden, durch ihren Einsatz in Liechtenstein die entstehende Kirchenspaltung vertiefen werden.

Um der Solidarität mit den Laientheologinnen des Fürstentum Liechtensteins Ausdruck zu verleihen, hat die Interessengemeinschaft an ihrer Vollversammlung kürzlich beschlossen, ihren Namen zu erweitern auf «Interessengemeinschaft der feministischen Theologinnen der Deutschschweiz und Liechtensteins». Die ökumenische Interessengemeinschaft bezweckt die Vernetzung von feministischen Theologinnen und will ihre Interessen in Kirchen und Gesellschaft vertreten.

(Für den Vorstand der IG: T. Jünger, Fax 052/242 00 44/ Tel. 052/ 242 43 44, Offizielle Adresse: IG feministischer Theologinnen, c/o Sabine Holland, Schanzweg 38, 4132 Muttenz.)

SKF gegen Initiative «Für Mutter und Kind»

Der Zentralvorstand des Schweizerischen Katholischen Frauenbundes SKF, Dachverband von 250 000 Frauen, distanziert sich von der Initiative «Für Mutter und Kind», die als Gegenvorschlag zur Fristenlösung lanciert wurde. Der SKF weist darauf hin, dass diese Initiative, obwohl sie den Namen beim SKF-Sozialwerk Solidaritätsfonds für Mutter und Kind entlehnt hat, nichts mit dem Schweizerischen Katholischen Frauenbund zu tun hat. Eine Initiative, welche erneut die Kriminalisierung abtreibender Frauen befürwortet und die Möglichkeit der Freigabe zur Adoption bereits ab Feststellung der Schwangerschaft als Lösung betrachtet, wird vom SKF abgelehnt.

Hinweise

Eidgenössischer Fähigkeitsausweis für Familien- und Hausarbeit für Erwachsene

Die Kompetenz in Familien- und Hausarbeit soll als Basis für den beruflichen Wiedereinstieg von Familienfrauen ausgewiesen und eingesetzt werden. Die SPAF (Syndicat des Personnes actives au Foyer – Gewerkschaft für Familien- und Hausarbeit, Genf) öffnet nun Familienfrauen eine Türe, indem diese die Möglichkeit einer Aus- und Weiterbildung erhalten. Sie können die in Familien- und Hausarbeit sowie in anderer Freiwilligenarbeit erworbenen Fähigkeiten ausbauen und vervollständigen

und ein vom Eidgenössischen Arbeitsamt anerkanntes Diplom erwerben. Dieses eröffnet ihnen den Zugang zur Berufsmaturität und zu Fachhochschulen und damit zu mannigfachen Tätigkeiten im Dienstleistungs- und Betreuungssektor. Das Reglement für diese «Lehre» wird im Juli 1998 erlassen und publiziert; die Ausbildung beginnt in den Kantonen der französischen Schweiz mit dem Schuljahr 1999/2000.

Kontakt und weitere Informationen: SPAF, rue des Maraîchers 11, 1205 Genf, Tel./Fax 022/329 03 36.

Rettungsaktion für FEMIA

FEMIA, das Kultur- und Bildungshaus für Migrantinnen in Zürich, ist verschuldet und braucht finanzielle Unterstützung via Mitfrauschaft und Spenden, um die eingeleitete Schuldenanierung und Neugestaltung vorantreiben zu können.

*Adresse: Verein FEMIA, Kultur- und Bildungshaus für Migrantinnen, Im Laubegg 27, 8045 Zürich.
PC 80-14938-2.*

Olympe / Heft 8: 1848-1998 Frauen im Staat – Mehr Pflichten als Rechte

Die neue Olympe setzt sich kritisch mit dem Jubeljahr der schweizerischen Bundesverfassung auseinander. Mit historischen Rückblenden, Beiträgen zu aktuellen Tendenzen zur Stellung der Frau im Staat, zur Praxis öffentlicher Institutionen im Umgang mit Frauen. *Bestelladresse: Olympe, Gemeindestrasse 62, 8032 Zürich, PC-Konto 80-38035-0.*

HALT-GEWALT

Das neue, vierteljährliche Infobulletin des Basler Interventionsprojektes gegen Gewalt in Ehe und Partnerschaft ist erschienen. Es berichtet über das Konzept eines sozialen Trainingsprogramms für gewalttätige Männer und vom internationalen Vernetzungstreffen der Interventionsprojekte gegen häusliche Gewalt.

Das Infobulletin kann bei der Projektleitung «Halt-Gewalt», PMD, Postfach 1464, 4001 Basel, Tel 061/267 62 97 bestellt werden.

Rhetorik und Realitäten. In Bosnien, Kosovo, Kroatien. cfd-Dossier 1/1998

Das cfd-Dossier liefert Hintergrundinformationen zum politischen Geschehen in Post-Jugoslawien. Es zeigt Entwicklungsprozesse auf, beschreibt zukunftsweisende Projekte und Aktionen vor Ort und veröffentlicht Erfahrungen von Menschen aus Ex-Jugoslawien in Post-Jugoslawien.

Bestelladresse: cfd, Postfach, 3001 Bern, e-mail: cfd@dial.eunet.ch, Tel. 031/301 60 06, Fax 031/302 87 34.

Frauen Kirchen Kalender 1999

Mit dem Schwerpunktthema FRAUENKÖRPER.

Mit meditativen Texten, Biographien und Informationen, mit eigenem aktuellen Adressteil und Segenstexten.

Bestelladresse: Hanna Strack Verlag, Kuckucksallee 9, D-19065 Pinnow, Tel./Fax 0049/3860 / 8685.

Zürcher FrauenKirchenKalender

Bestelladresse: Sabine Scheuter, Bildung und Gesellschaft, Hirschengraben 7, 8001 Zürich.

Abschluss Ökumenische Dekade

Solidarität der Kirchen mit den Frauen 1988-1998: Am 6. September 1998 findet der Schlussgottesdienst der Ökumenischen Frauendekade Zürich im Fraumünster im Anschluss an den Zürcher Frauenkirchentag 1998 statt. Der Gesamtschweizerische Dekadeschluss wird am 13./14. November in Basel begangen.

Der Schlussbericht der evangelisch-reformierten Landeskirche Zürich kann bezogen werden bei: Evangelisch-reformierte Landeskirche, Bildung und Gesellschaft, Hirschengraben 7, 8001 Zürich.

«Solidarität der Kirchen mit den Frauen»

Mit dem Festival Visionen über 1998 vom 27. bis 30. November in Harare als offiziellem Abschluss der Ökumenischen Dekade (1988-1998) ist kein Schlusspunkt gesetzt: Die Herausforderungen der letzten zehn Jahre bleiben. An der Plenarsitzung, an der aus jedem Land 20 Frauen teilnehmen können, sollen die Auswirkungen der Dekade auf das Leben der Kirchen aufgezeigt und offene Fragen behandelt werden. Ebenfalls auf dem Programm steht ein Hearing über Gewalt gegen Frauen in den Kirchen, welches ein «Urteil» sprechen und die Kirchen zur Umkehr aufordern wird. Ein von christlichen Frauen auf der ganzen Welt bereits vorbereitetes Dokument mit dem Titel «Herausforderungen der Frauen für das 21. Jahrhundert» wird auf dem Festival fertiggestellt und danach der Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen, die vom 3. bis 14. Dezember ebenfalls in Harare stattfinden wird, vorgelegt werden. Wir werden in der FAMA vom März 1999 über die beiden Ereignisse ausführlich Bericht erstatten.

Frauen-Synode 2000

Die nächste Frauen-Synode wird am Samstag, 28. Oktober 2000 im Kongresshaus Biel stattfinden. Ansprechperson der Koordinationsgruppe ist Regula Strobel, Frauenstelle der kath. Kirche, Murtenstr. 48, Postfach 1111, 2501 Biel, Tel. 032/329 50 83/80 Fax 032/329 50 90.

Weitere Informationen zum synodalen Prozess sind zu beziehen bei: Koordination, Gertrud Wirth, Postfach 24, 9403 Goldach, Tel. 071/841 32 21, Fax 071/841 35 03.

«Ein Hauch der Kraft Gottes»

Weibliche Weisheit in den Religionen der Welt. Frauenwerkstatt mit Frau Dr. Sung-Hee Lee-Linke. 17./18. Oktober 1998 im Forum für Zeitfragen, Basel. *Auskunft und Anmeldung: Forum für Zeitfragen, Tel. 061/264 92 00.*

Eva, wo bist Du?

Ein Angebot für Frauen, die ihre alten Gewohnheiten überdenken und neue Perspektiven in ihrem Leben entwickeln wollen. 18./20. Oktober 1998, Sonneblick, Walzenhausen. *Kursleitung: Katharina Althaus-Kropf, psychologische Beraterin und Meditationsleiterin, Cornelia Bischoff, psychologische Beraterin und Pädagogin. Anmeldung: Verein Wartensee, Tel./ Fax 071/311 86 10.*

«Rechtlos im eigenen Körper?»

Frauenkörper und Sexualität in den Religionen. Tagung in Boldern zum fünfzigsten Jahrestag der Menschenrechtserklärung.

Mit Pnina Navé Levinson, Elisabeth Moltmann, Ute Gerhardt u.a. *Leitung: Reinhild Traitler und Heidi Witzig. 14./15. November 1998 in Boldern Männedorf.*

«Kraftbäume-Baumkräfte» – Kreistänzen im Herbst.

16./17. Oktober 1998 auf Schloss Wartensee, Rorschacherberg. Baum wie Mensch sind in den Kreis von «Werden-Sein-Vergehen» eingebunden. Am Wochenende soll auf dieses Geheimnis mit Hilfe von Bildern zum keltischen Baumkreis, mit einfachen Körperübungen und einfachen Kreistänzen eingestimmt werden. *Kursleitung: Gudrun Kuhn-Häusl, Anmeldung: Verein Wartensee, Sekretariat, Auwiesenstr. 49c, 9030 Abtwil, Tel./Fax 071/311 86 10.*

Impressum

Herausgeber:

Verein zur Herausgabe
der feministisch-theologischen
Zeitschrift FAMA

Redaktionsteam:

Dorothee Dieterich, Basel
Li Hangartner, Luzern
Monika Hungerbühler, Basel
Barbara Lehner, Luzern
Barbara Seiler, Zürich
Jacqueline Sonego Mettner, Maur
Doris Strahm, Basel
Silvia Strahm Bernet, Luzern
Ursula Vock, Zürich

Administrations- und

Redaktionsadresse:

Verein FAMA
Monika Hungerbühler
Postfach 300
CH-4012 Basel

Layout:

Esther Kälin Plézer, Bern

Druck:

Gegen-Druck, Luzern

Abonnement:

Normalabo: Fr. 24.–
GönnerInnenabo Fr. 30.–
Auslandabo: Fr. 26.–/DM 28.–
Abonnementsbestellungen siehe:
Administrationsadresse
Kündigungen bis spätestens drei
Monate vor Ablauf des Abos.
Einzelnummern: Fr. 6.– zuzügl. Porto

FAMA erscheint vierteljährlich

Retours:

Verein FAMA
Postfach 300
CH-4012 Basel

Inhaltsverzeichnis

Editorial	2
«Das Essen ist akzentuiertes Leben» (<i>Novalis</i>) (Jacqueline Sonego Mettner)	3
Wenn das Fressen <i>mit</i> der Moral kommt (Jacqueline Keune)	5
Frauen und das Menschenrecht auf Nahrung (Maya Doetzki)	6
Wozu ein Über-Ich, ich habe Sonja (Silvia Strahm Bernet)	9
Texte zum Essen	10
O Manna, Himmelsbrot (Monika Hungerbühler)	12
Schlankeitskult und Diätmentalität (Maria Egli)	14
Literatur zum Thema und Neuerscheinungen	16
Forum	17

Bildnachweis

Wir danken Marlise Mumenthaler dafür, dass sie uns ihre Bilder und Fotos von Installationen zur Verfügung gestellt hat. Sie ist wohnhaft in Luzern, Absolventin der Schule für Gestaltung in Biel, Bern und Luzern und seit 1989 freischaffende Künstlerin.

Titelseite, S. 8, 13 und 14: Öl auf Leinwand, aus den Jahren 1988 bis 1991; Foto: Andrea Capella

S. 5 und 10: Mondreis auf Erde (28 Phasen, Porzellanteller mit Goldeinbrennung/Silberlöffel/Erde, Biel 1992; Foto: Doris Wirz

Hinweise

Ritual und Wandel

Zweite Feministische Liturgie-Werkstatt

Tagung für Frauen mit Cornelia Vogelsanger, Religionsethnologin

21. November 1988, 9.00 bis 20.30 Uhr, Romero-Haus, Luzern

In Kooperation mit dem Verein Frauen und Kirche, Luzern und der IG feministischer Theologinnen

Bitte Detailprogramm anfordern bei: Romero-Haus, Kreuzbuchstr. 44, 6006 Luzern, Tel. 041/370 52 20

Kann den Essen Sünde sein??

Tagung der Evangel. Frauenhilfe BL

mit Madleine Weber-Valko, Psychotherapeutin und Clara Moser Brassel, Pfarrerin
9. November oder 10. November 1998, 9.00 bis 17.00 Uhr, Evangelische Heimstätte Leuenberg

Schriftliche Anmeldung bis 30. Oktober an:

Vreni Neukomm, Kesslerweg 4, 4492 Tecknau

Mitarbeiterinnen dieser Nummer

Maya Doetzki, Erklärung von Bern, Quellenstr. 25, 8031 Zürich

Maria Egli, Bodenhofstr. 24, 6005 Luzern

Monika Hungerbühler, Kannenfeldstr. 35, 4056 Basel

Jacqueline Keune, Moosstr. 22, 6003 Luzern

Jacqueline Sonego Mettner, Kirchweg 3, 8124 Maur

Silvia Strahm Bernet, Klosterstr. 11, 6003 Luzern